

M A T E R I A Ł Y D Y D A K T Y C Z N E

ROCZNIKI HUMANISTYCZNE
Tom XLIV, zeszyt 6 - 1996

WOJCIECH KOWALSKI
Lublin

DREITAUSEND JAHRE LINGUISTISCHER EVOLUTION*

Those who know the tradition know that the world is a transformation of language. First this universe arose from the Veda. All proper activity in the world is supported by language. Even a child knows it on account of dispositions acquired in previous lives. The first use of the organs of speech, the setting in upward motion of breath, the striking of the places of articulation only take place when prompted by language. There is no cognition that is not accompanied by it. All knowledge appears to be permeated by language. If knowledge would go beyond its permanent linguistic form, light would not shine, reflection being due to it. It is the foundation of all the sciences, arts and crafts. On its account all manifest things are distinguished from each other. It is the outer and inner consciousness of all transmigrating beings. In all species awareness is limited to language. (Bhartrhari - 7. Jh. n. Chr.; zit. nach S t a l 1976 S. 122 f.)

1. Die ältesten altindischen Schriftdenkmäler reichen bis auf etwa 800 v. Chr. zurück. Thematisch gesehen bestehen sie aus rituellen Gedichten, die im vedischen Sanskrit ('saṃskṛta' = 'zusammengestellt') abgefaßt sind. Die wichtigsten Bücher der Inder heißen Veden ('veda' = 'Wissen', vgl. auch poln. 'wiedza').

Als größter indischer Grammatiker gilt Pāṇini (4. Jh. v. Chr.). Pāṇini erwähnt 68 seiner Vorläufer, der älteste bekannte Grammatiker, der den Rigveda kommentierte, heißt Yāska (7. - 6. Jh. v. Chr.). Als große Nachfolger Pāṇinis werden Kātyāyana und Patanjali (2. Jh. v. Chr.) genannt.

* Herrn Prof. Dr. Heinrich Weber bin ich dankbar für die aufmerksame Lektüre eines früheren Entwurfs dieses Textes und für nützliche Hinweise. Für den Inhalt des Textes bin ich natürlich selbst verantwortlich.

„Sutrāṇi chapyadhiyana ishyate vaiyakaraṇa iti - he who studies the sutras is termed a grammarian”¹. Pāṇinis Grammatik, nach L. Bloomfield „one of the greatest monuments of human intelligence” bleibt bis zum heutigen Tage die großartigste Darstellung des Sanskrit, die je verfaßt worden ist. Pāṇini verfertigte einen algebramäßigen Aufbau der Struktur der Sprache, die aus 3976 Sutras (Regeln) besteht.

Im Bereich der Phonetik enthält die Grammatik eine definitive Klassifikation der Laute, deren Grundlage die Artikulationskriterien darstellen: (1) Artikulationsstelle, (2) Artikulationsart (stimmhaft, stimmlos, gemischt).

Die Grammatik enthält alle wesentlichen Kategorien und Unterscheidungen im Bereich der Wortarten (Verbum, Nomen, Partikel und Präposition).

Im Bereich der Wortbildung ist hauptsächlich auf die Nominalkomposita hinzuweisen, deren Interpretation die syntaktische und semantische Relation der Glieder zueinander zugrunde liegt: (1) 'dvandva' (das Paar) - Kopulativkomposita des Typs 'Mitrā-Varuṇā' (Mitra und Varuna), (2) 'tatpuruṣa' (sein Diener) - Determinativkomposita des Typs 'raja-simha' (der König ein Löwe), (3) 'bahu-vrīhi' (der viel Reis Habende), d. h. exozentrische Zusammensetzungen². Ein Sanskrit-Wörterbuch besteht dann auch im Wesentlichen aus Wurzeln, nicht aus Wörtern, denen grammatische Elemente beigelegt werden.

Das praktische Ziel dieser Sprachforschung besteht darin, die Morphologie und Phonologie einer alten Sprache festzulegen. Die Wirkung der religiösen Zeremonie hinge nach Auffassung der Hindupriester und -gelehrten nicht nur von der Treue des überlieferten Textes gegenüber der Sprache der Hymnen ab, sondern auch von der genauen mündlichen Wiedergabe der ursprünglichen Aussprache. Man muß heute sagen, daß auf diese Weise dem pragmatischen Prinzip Rechnung getragen werden konnte, das hier Demonstrierung der Rede ist, und eher der Performanz gilt.

2. Die Form, in der die Sprachwissenschaft im antiken Griechenland betrieben wurde, ist dagegen die Philosophie. Diese Spezifizierung determiniert von vornherein die Prozeduren der Sprachanalyse, weil es nur eine Sprache gab, die Gegenstand der philosophischen Analyse wurde. Die methodologische Prüfung erweist, daß sich das geistige Interesse der Form dieser Sprache zuwandte.

Heraklit von Ephes (6. – 5. Jh. v. Chr.) wird das Verdienst zugeschrieben, das Problem des Verhältnisses zwischen Wirklichkeit und Sprache formuliert

¹ Vgl. Goldstücker 1861 S. 21.

² Vgl. Heinz 1978 S. 24.

zu haben. Es kommt darauf an, wie dieses Verhältnis ist: natürlich oder konventionell. Nach Heraklit ist es natürlich.

Die Eleaten (Parmenides, Xenophanes, Zenon) führen in die besprochene Problematik ein drittes Element ein: den Menschen (Philosophen) – als einen die Wirklichkeit wahrnehmenden Faktor. Bei Demokrit aus Abdera (5. – 4. Jh. v. Chr.) ist das Verhältnis zwischen Ding und Name konventionell, weil es auf die äußeren subjektiven Wahrnehmungsdaten gestützt sei; nichts verweist hier auf das Vorhandensein einer Beziehung zur objektiven Wirklichkeit. Diese Meinung teilten auch die Sophisten (Protagoras, Hippias, Prodikos).

Die erste Zusammenfassung dieser philosophischen Diskussion findet sich bei Plato (427 – 347 v. Chr.) in einem von den Dialogen (*Kratylos oder von der Richtigkeit der Namen*), wo der Autor beide Standpunkte miteinander konfrontiert. Plato lehrte, die einzige Realität von Dauer sei eine geistige Realität, die in der Welt der Ideen existiert. Die Dinge seien nur die körperlichen Gegenstücke dieser idealistischen Prototypen. Zwischen Ding und Bezeichnung gebe es (1) eine ontologisch gültige und zwangsläufige Verbindung, (2) könne sie konventionell sein, weil die Dinge konkrete Realisierungen sind, die als veränderlich und im einzelnen anzusehen sind. Die Wahl zwischen 'natürlich' und 'konventionell' hänge von der Etymologie des Wortes ab, denn diese bestimmt den Grad der Motiviertheit zwischen Namen und Dingen.

Manche Wissenschaftler halten Platos Etymologisieren für naiv und wollen nicht einmal glauben, daß es ihm überhaupt ernst damit war. Das griechische Wort für 'Luft' ist 'aer'; 'airei' (= 'es hebt') zeigt eine phonetische Ähnlichkeit mit ihm. Plato kommt zum Schluß, daß die Luft so heißt, weil sie in der Lage ist, Dinge wie Blätter und Rauch vom Boden zu 'heben'.

Allerdings muß diese onomatopoetische Auseinandersetzung in erster Linie auch von der Bemühung zeugen, die Sprache zu definieren. Auf welche Weise ließe sich sonst die **eine** Sprache bestimmen, wenn nicht durch die Konstitution der auditiven Form (= durch die Konstitution der Empfängervariante)?

Aristoteles (384-322 v. Chr.), Platos hervorragendster Schüler, der Vorläufer der modernen Erkenntnistheorie und Logik, führte in die diskutierte Problematik eine Konstante ein: zwischen Sprache und Wirklichkeit erkennt er nämlich ein drittes Element an – das Denken. Denken und Wirklichkeit lassen sich aufeinander beziehen (= Erkenntnisprozedur), vorausgesetzt, daß Sprache und Denken identisch sind.

Einen Gegenstand erkennen bedeutet für Aristoteles sein Wesen bestimmen (d.h. *genus proximum et differentia specifica*). Für jeden Gegenstand müsse es einen und nur einen Wesensbegriff geben, es müsse also eine richtige, natürliche Systematik für alle Dinge geben. Als diese gilt einerseits das Urteil, das die Struktur des zu erkennenden Gegenstandes abbildet, andererseits der Schluß, der die Richtigkeit des Urteils bezeugt. Die Aristotelische Schlußlehre stützt sich auf den Syllogismus. Jeder gültige Syllogismus enthält drei Sätze: die beiden Prämissen und den Schlußsatz.

Epikur (341-270 v. Chr.) betrachtet den Gegensatz: natürlich – konventionell von einer ganz anderen Seite aus, nämlich evolutiv. Er nimmt an, daß das Verhältnis zwischen Ding und Sprache zunächst natürlich sei. In einer höheren Entwicklungsphase greife aber die Konvention regulierend ein, um die auf natürlichem Wege entstandene Sprache durch Vereinfachung und Normierung zu einem besseren Werkzeug zu machen.

Damit wäre der Streit abgeschlossen, nicht aber entschieden. Es liegt wohl in der Universalienfrage, wie sich das besprochene Verhältnis manifestieren soll. Die Frage, ob man bei der Sprache oder bei der Wirklichkeit anzufangen hätte, kann außerhalb der Universalien nicht beantwortet werden, denn in einem einfachen Kommunikationsvorgehen erscheinen beide Varianten als möglich.

Das letzte Wort zur Theorie der Sprache im antiken Griechenland wurde vom Stoiker Chrysippos aus Soloi (280-207 v. Chr.) ausgesprochen. Er hat den Streit vom Erkenntnisgegenstand auf das Erkenntnissubjekt, d.h. auf den Menschen, verlegt – aus der Logik in den Bereich der Psychologie: natürlich – konventionell wurde zum Gegensatz Analogie – Anomalie (Analogie = Proportionalität zwischen Sprache und Logik). Die Stoiker haben sich als überzeugte Anomalisten erwiesen, die Philologen der alexandrinischen Zeit waren Anhänger der Analogie.

Auch diese Antinomie ist universaler Natur. Von der Sprachkonstitution her gesehen ist die Analogie eine Voraussetzung für den Sprecher, weil er Texte herstellen soll (deswegen hat er den Widerspruch Sprache – Wirklichkeit zu überwinden; die Rede tritt hier als ein Resultat dieser Überwindung auf). Die Anomalie ist insofern berechtigt, als der Empfänger von der Sprache auf die Wirklichkeit schließt (Sprache empfangen heißt die Form als Formverschiedenheit wahrnehmen).

Theoretisch gesehen hat also die Philosophie einen günstigen Boden für die Entstehung der griechischen Grammatik geschaffen. Große Grammatiker jener Zeit waren Dionysios Thrax (170-90 v. Chr.) und Apollonios Dyskolos (ca. 150 n. Chr.).

Die erste griechische Grammatik wurde von Dionysios Thrax verfaßt (*Die Lehre von der sprachlichen Form*). Er schreibt im 1. Kapitel, daß „die Grammatik die Kenntnis der normalen Sprache der Dichter und Schriftsteller ist“. Dionysios schreibt in den weiteren Kapiteln über Akzent, Lesekunst, Rechtschreibung, Phonetik (Laute und Silben) und Morphologie, für die das System der Redeteile entscheidend ist. Den Ausgangspunkt für Apollonios Dyskolos bilden in seiner Grammatik (*Über die Syntax*) die Redeteile, die aus semantischer Sicht betrachtet werden (der Name benennt, das Pronomen zeigt). Apollonios befaßt sich auch mit der Beziehung zwischen Artikel und Nomen, der Verwendung des Pronomens, syntaktischen Strukturen (darunter verbalen Kategorien: Tempus, Modus, Genus, Person usw.), synthetischen und parathetischen Präpositionen. Zu betonen ist, daß diese Fragen nicht abstrakt erörtert werden, sondern immer im Zusammenhang.

Auch die Philosophen haben etwas zur heutigen konventionellen Grammatik beigetragen: die Sophisten die Unterscheidung zwischen Nomen und Verbum, Plato Laute und Silben, Aristoteles die Lehre von den Redeteilen. Die Stoiker Chrisippos, Diogenes u. a. unterscheiden fünf Wortarten: Name, Appellativum, Verb, Konjunktion und Artikel.

3. Die griechische Tradition des Sprachstudiums wurde auf den römischen Boden übertragen. Die Römer ahmten zunächst ihre griechischen Vorbilder nach, und das sowohl im Bereich der Theorie als auch der Grammatik. So z. B. schrieb Caesar selbst eine grammatische Abhandlung (*De analogia*). Man nimmt heute an, daß die römischen Gelehrten in die Theorie nichts Neues eingebracht haben. Der Streit zwischen Analogisten und Anomalisten wurde fortgesetzt.

Aurelius Augustinus (354-430), ein vielseitiger Gelehrter, schrieb u. a. über das Wesen der Sprache und der Grammatik. Nach seiner Auffassung bestehe die Wirklichkeit aus Dingen und aus Zeichen. Die Sprache dagegen gehöre zu einer anderen Kategorie; die Zeichen hätten eine doppelte Natur, sie sollen aus zwei Teilen bestehen: dem Bezeichnenden (*signans*) und Bezeichneten (*signatum*), der physikalischen Form und dem abstrakten Wert. Die erstere dient der Identifizierung, der andere der Strukturbestimmung. Augustinus unterscheidet auch mehrere Zeichentypen, von denen die sprachlichen Zeichen zum konventionellen Typ gehören sollen. Die Sprache in der Gesellschaft wird auf ihre kommunikative Funktion reduziert.

Darlegungen dieser Art sind für die römischen Gelehrten typisch. Als wesentlich ist allerdings zu nennen, was der Grammatik gilt. Auf diesem Gebiet waren M. Terentius Varro (116-27 v. Chr.), Aelius Donatus (4. Jh.) und Priscianus aus Caesarei (5. – 6. Jh.) erfolgreich. Varro, der größte römische Grammatiker und Gelehrte, schrieb viele Werke zum Sprachstudium. Das bekannteste, *De lingua latina*, zählte ursprünglich 25 Bände, von denen nur fünf erhalten geblieben sind. Varros Sprachauffassung liegen vier Faktoren zugrunde: Analogie, Tradition, Autorität und Gewohnheit („sermo constat: ratione, vetustate, auctoritate, consuetudine“). Varro präzisiert, wie die Analogie funktioniert, für die der Brauch der Sprache mitbestimmend sei. Mit diesem seien ein *consensus communis* und *usus loquendi* verbunden: sie sollen sich auf die Autorität der Schriftsteller und auf die Tradition stützen.

Es ist zu schließen, daß die Römer solche Grammatiken schufen, die dem Wesen der Verwendung der Sprache in jener Zeit entsprachen. Sie unterschieden acht Redeteile: Nomen (Adjektiv und Numerale), Pronomen, Verbum, Partizipium, Adverb, Präposition, Konjunktion und Interjektion. Im Bereich des Nomens wurden sechs Kasus, Genera und Numeri unterschieden, man hat auch die Komparation des Adjektivs und die Deklinationsparadigmen eingeführt. Im Bereich des Verbs hat man die meisten Flexionskategorien eingeführt. In diesem Zustand wurde die lateinische Grammatik in das Mittelalter überliefert.

4. Die Tätigkeit im Bereich der Sprachwissenschaft wurde jetzt auf die Anfertigung von Handbüchern zur Grammatik beschränkt. Alexander de Villa Dei (12. Jh.) mit seinem *Doctrinale puerorum in unum digestum* und Eberhard aus Bethune (13. Jh.) mit *Graecismus* erfreuten sich auf diesem Feld der größten Popularität, obgleich sie nicht über Donat und Priscian hinausgegangen sind. Es lohnt sich, zu erwähnen, daß im 7. Jh. in Irland die erste Grammatik der Volkssprache entstanden ist (Cenn Faelad. *Auraicept na n'Eces*).

In der Sphäre des Denkens ist man hauptsächlich auf die sogenannte *grammatica universalis* eingestellt. Eine Sonderstellung nimmt in diesem Zusammenhang der philosophische Streit um die Universalien ein. Die Frage nach dem Verhältnis zwischen Sprache und Wirklichkeit – das Wesen der *grammatica speculativa* – geht auf die Aristotelische Kategorienlehre zurück, sie erwächst jedoch aus der Notwendigkeit, zwischen der bestehenden Grammatik (die als *sui generis* Kunst betrachtet wird) und der Wirklichkeit (hier ist sie mit der Sprache identisch) logische Beziehungen herzustellen. Es wird die Frage formuliert, was und auf welche Weise die Redeteile benennen, wenn sie als *modi significandi* betrachtet werden. Sehr angesehene Verfasser von Traktaten *de*

modis significandi – die Modisten – sind Petrus Heliae (12. Jh.), Robert Kilwardby (13. Jh.), vor allem aber Thomas von Erfurt (13. Jh.).

Die Modisten lehrten, daß den Seinsweisen der Dinge die Wahrnehmungsweisen des Menschen und diesen die Bezeichnungsweisen der Sprache entsprechen. Solchen Fragen waren auch die bedeutenden Leistungen der größten Gelehrten im Mittelalter gewidmet: Thomas von Aquin, Roger Bacon und William Ockham. Die Versuche gingen dennoch folgenlos unter, weil die philosophische Grammatik außerstande war einzusehen, daß Logik und Sprache sowie Sprache und Wirklichkeit nur durch das Sprechen (die sprachliche Realisierung) in Übereinstimmung gebracht werden können.

Eine selbstverständliche Folge dieser Diskussion ist die *grammatica universalis*, für deren Zwecke verschiedene Sprachen auf eine einzige Grammatik reduziert werden. Es geht um die Grammatik des Lateins; die anderen Sprachen seien so verdorben, daß sie nicht mehr würdig seien, diesen Namen zu tragen, weil sie von ihrem Urstadium abgegangen sind. Solche Ansichten vertraten Raymond Lulle (1235 – 1315) und mitunter die Modisten.

Auch hier kann man also sehen, daß die berechtigte Frage nach einer Grammatik des Sprechers verkannt wurde, weil diese Grammatik mit der Grammatik einer Einzelsprache identifiziert wurde.

Wenn es sich um die Universalienfrage handelt, so taucht die Antinomie: Ding (*res*) – Wort (*nomen*) auf. Die Realisten (u. a. Duns Scott) meinten, daß den Universalien Realia entsprechen, d. h. die Wörter seien Anzeichen von Begriffen, die den realen und wesentlichen Seinsarten entsprechen; die Nominalisten vertraten den Standpunkt, daß den Begriffen keine Seinsweisen, sondern bloße Wörter entsprechen (so Ockham, Abelard). Dieser Streit geht auf den Gegensatz: natürlich – konventionell zurück.

5. Mit Dante Alighieri (1265-1321), der chronologisch zum Mittelalter gehört, und dessen *De vulgari eloquentia* (*Über das Dichten in der Volkssprache*) vollzieht sich eine grundsätzlich neue Betrachtungsweise: eine diachronische und eine der Nationalsprache; 'vulgare' heißt hier Sprache, die man als Kind ohne die Grammatik erlernt, also die Muttersprache.

Diese Feststellung ist von außerordentlich großer Bedeutung für den Begriff der Sprache: mit dem Aufkommen der Nationalsprache wird gezeigt, daß die Sprache ihre kreative Seite besitzt, was zum Entstehen

einer Literatur führen muß. Dieser neue Kontext der Sprache darf als eines der wichtigsten Momente in der Geschichte der Sprache angesehen werden.

Die Wendung zu den Volkssprachen, ja sogar zu den Dialekten, ergab für das Latein keine Revolution: immer wieder wurden die alten Grammatiken gedruckt (Julius Caesar Scaliger. *De causis linguae latinae l. XIII.* 1540; Franciscus Sanctius. *Minerva.* 1587). Neues ergab sich jedoch für das philosophische Studium mit dem Studium der eigentlichen Quellen: die Europäer bekamen die Möglichkeit – seitdem es Lehrer des Griechischen gab (Chrysaeres – um 1400, Gaza, die Laskaris) -, mit der antiken griechischen Wissenschaft und Literatur in Berührung zu kommen. Auch konnte man dank R. Bacon (13. Jh.) und später J. Reuchlin (*Rudimenta Hebraica.* 1506) das Neue und das Alte Testament im Original lesen. Bedeutend sind auch die Erkenntnisse auf dem Gebiet der Sprachentwicklung und -verwandtschaft ('Sprachenharmonien', Genealogie). Joseph Justus Scaliger (1540 – 1609) unterscheidet unter allen Sprachen Europas elf Muttersprachen (*matrices linguae*), vier größere (Lateinisch, Griechisch, Germanisch, Slawisch) und sieben kleinere (Albanisch, Tatarisch, Ungarisch, Finnisch, Irisch, Altbritisch mit Bretonisch, Baskisch). Die Nachkommen einer Muttersprache zeigen Gemeinsamkeiten, diese selbst haben „weder in den Wörtern noch in der Analogie eine Verwandtschaft“.

6. Im 17. – 18. Jh. gab es weitere Fortschritte in der Entwicklung der Problematik der Beziehung zwischen Sprache und Wirklichkeit. Sie gelangte hierher zum einen als die logische Tradition, zum anderen als die Entdeckung der Nationalsprachen. Dieses Nebeneinander stellte an die Menschen der Aufklärung neue Anforderungen, deren Erfüllung die Wissenschaft von der Sprache auf die intellektuelle Höhe brachte. Die Philosophie erlebte ihr goldenes Zeitalter, vor allem dank den Schriften von R. Descartes (1596-1650), J. Locke (1632-1704), G. W. Leibniz (1646-1716), J. G. Herder (1744-1803) u. a.

Descartes, der eigentliche Vertreter des Rationalismus, stellte die Methode als entscheidenden Faktor der Wertbestimmung in den Vordergrund seiner Ansichten. Locke, der führende Vertreter der empirischen Erkenntnislehre, leitete den Standpunkt ein, die objektive Wirklichkeit sei primär, wenn sie auf die Sinne des Menschen einwirkt.

Diese Gegenüberstellung von *ratio* und *sensus* muß heute zu der Annahme führen, daß der kreative Aspekt der Sprache die Trennung von Denken und Wirklichkeit verursacht haben soll: das Denken – die Funktion der *ratio* – erweist sich als die Gegenwärtigkeit der Rede (des

sprechenden Menschen), die Wirklichkeit als deren Inhalt. Dieser Gegensatz wird in der Philosophie schon immer bestanden haben: die Aufklärung hat die Frage danach auf eine präzise Weise formuliert. Der Streit, ob es auf den Geist oder auf die Wirklichkeit ankomme, findet seinen Niederschlag in der sprachphilosophischen Diskussion zum Problem der Wortstellung (18. Jh.). Dieses Problem taucht in der Allgemeinen Grammatik mehrere Male auf (*ordre naturel, ordo naturalis* – und *ordre métaphysique, ordre analytique*)³. Neueste Ergebnisse in der Grammatiktheorie scheinen darauf hinzuweisen, daß die Prinzipien der Wortstellung in der philosophischen Entwicklung des Problems 'Sprache – Wirklichkeit' bestehen.

Was die allgemeine Grammatik selbst anbetrifft, so erfährt sie in der Zeit der Aufklärung eine weitere Entwicklung, und zwar in Richtung der Logisierung (im Mittelalter lautet die Begründung für die allgemeine Grammatik: weil das Sein, das begriffliche Erfassen und Bezeichnen einander entsprechen und bei allen Menschen dieselben sind; im 17. Jh.: weil die Sprache das Denken abbildet und es nur **eine** Logik oder Denkkunst gibt, gibt es auch nur **eine** Grammatik oder Sprachkunst). Davon zeugt selbst der vollständige Titel der ersten, 1660 erschienenen allgemeinen Grammatik, der sogenannten Grammatik von Port Royal, deren Verfasser Antoine Arnauld und Claude Lancelot waren: *Allgemeine, vernunftgemäß entwickelte (raisonnée) Grammatik, enthaltend die Grundlagen der Kunst des Sprechens, auf klare und natürliche Weise erklärt, die logischen Gründe dessen, was allen Sprachen gemeinsam ist, und ihren hauptsächlichlichen Verschiedenheiten, sowie mehrere neue Bemerkungen über die französische Sprache*⁴. Die Universalität dieser Grammatik bestand darin, daß sich ihre Autoren auf Französisch und Latein beriefen, selten auf Griechisch oder Hebräisch, noch seltener auf Deutsch, Spanisch oder Italienisch. Andere allgemeine Grammatiken wurden von du Marsais (1729) und N. Beauzée (1767) verfaßt, von J. W. Meiner (*Versuch einer an der menschlichen Sprache abgebildeten Vernunftlehre oder philosophische und allgemeine Sprachlehre*. 1781) und von J. Harris (*Hermes or a Philosophical Inquiry Concerning Universal Grammar*. 1751). Die Forscher sind sich heute darüber einig, daß nicht der Inhalt, sondern die Form dieser Grammatiken neu war.

Als viel bedeutender erscheint die fundamentale Erkenntnis von N. Beauzée und E. B. de Condillac, daß die Sprache eine analytische Methode ist. Beauzée stellt fest, daß jede Sprache ein geistiges Ganzes ist, das durch Abstraktion in

³ Vgl. R i c k e n 1976.

⁴ Zit. nach S t a m m e r j o h a n n (Hrsg.) 1975 S. 451.

eine Reihe von Teilvorstellungen analysiert wird, die die Lautsprache in ein „sinnliches, sukzessives und teilbares Ganzes“ umsetzt. Condillac seinerseits erklärt in der Vorrede zu *La langue des calculs* (1798) die Algebra für die einzige gutgebildete Sprache; in ihr seien Analyse und Analogie vollkommen. Er ist gegen den Sprachgebrauch, der die Analogie (d. h. die Rationalität und Genauigkeit der Sprache) nur störe.

Der Gegensatz *ratio* – *sensus*, den die Sprache eingeführt hat, läßt eine weitere Frage aufkommen, mit der der Wissensbegriff als Problem gelöst werden kann und die für die theoretische Konzeption der Aufklärung eine Grenze zieht: die Frage nach dem Ursprung der Sprache, welche durch das Interesse für die Sprachverwandtschaft direkt schon jetzt angesprochen wurde.

Einer der größten Geister der Aufklärung, Leibniz, erkannte die besondere Wichtigkeit der etymologischen Forschungen, der Forschungen nach der Herkunft der Völker und schließlich nach der Verwandtschaft der europäischen Sprachen. Für den Philosophen Leibniz ist die linguistische Tätigkeit nicht charakteristisch; in Hinsicht auf die genannte Problematik ist ihm zufolge folgendes anzunehmen: Im Orient bestehen die semitischen und die hamitischen Sprachen, in Europa die japhetischen (darunter kelto-skythischen). Zu den japhetischen Sprachen gehören die keltischen, germanischen, romanischen, slawischen Sprachen und das Griechische. Zum Keltischen gehören Altgallisch, Walisisch, Cornisch, Bretonisch und – entfernter – Irisch. Armenisch und Georgisch nennt Leibniz skythisch – semitische Mischsprachen. Finnisch, Lappisch und Ungarisch bilden eine Gruppe für sich, doch finden sich auch Gemeinsamkeiten im Wortschatz mit japhetischen Sprachen. Die Sprachverwandtschaft in Europa erklärt sich entweder aus einer eurasischen Urbevölkerung oder aus Verzweigungen einer unbekanntem Ursprache. Leibniz spricht von Wörtern, die einen gemeinsamen Ursprung aller Völker und Sprachen möglich machen. Sprachverwandtschaft besteht, wenn ein gemeinsamer Grundwortschatz vorliegt.

Condillac befaßte sich in seinem *Essai sur l'origine des connaissances humaines* (1746) u. a. mit der Frage nach dem Ursprung der Sprache und des Wortes; z. B. erklärt er die Entstehung der Verbformen durch Affigierung von Person- und Zeitadverb-Morphem, die zu einer grammatischen Endung werden.

In Deutschland beschäftigte die Frage nach dem Ursprung der Sprache vor allem Herder. Zu nennen ist seine *Abhandlung über den Ursprung der Sprache* (1771), in der er umreißt, wie die Sprache entstanden sein kann, d. h. sie besteht als ein natürliches Produkt der Menschenpsyche auf deren entsprechender Entwicklungsstufe. Die Sprache ist nach Herder (vgl. auch seine *Ideen zur*

Philosophie der Geschichte der Menschheit. 1784 – 1791 und *Über die neue deutsche Literatur*. 1767) eine soziale Erscheinung. Herder fragt sich nach dem inneren Zusammenhang von Denken und Sprache (er betrachtet diese wiederum spezifisch als Denkform und Sprachform), wodurch er ein Vorläufer Humboldts genannt werden kann.

Zur selben Zeit wirkten in England James Burnett Lord Monboddo (1714 – 92) und John Horne Tooke (1736 – 1812). Monboddo zeigte in seinem Werk *Of the Origine and Progress of Language* (1773 – 1792) die gesamte Entwicklung der Sprache. Er stützte sich in seinen Erörterungen auf eine Indianersprache, das Huronische, das nach seiner Auffassung die primitive Stufe im Evolutionsprozeß menschlicher Sprachen vertreten sollte. Dieses Stadium sei durch einen Mangel an Allgemeinbegriffen, ein Fehlen von Ableitungen und Zusammensetzungen sowie von Adjektiven gekennzeichnet; deshalb ergibt sich die Notwendigkeit jeweils besonderer Wörter für dieselben Dinge mit verschiedenen Eigenschaften.

Tookes Hauptwerk *Epea pteroenta (Geflügelte Worte) or the Diversions of Purley* (1786, 1805) ist ebenfalls diachronisch gekennzeichnet. Tooke widmete es der morphologischen Sprachanalyse, wobei er sich als außerordentlich scharfsinnig erwies. U. a. behauptete er, wie vor ihm schon Condillac, daß die Flexion durch Anwachsen ursprünglich selbständiger Wörter entstanden sei. Er bestritt auch die logische Definition des Verbs.

Reale Fortschritte gab es in der Methodologie der Sprachwissenschaft. Christian Jacob Kraus (1753 – 1807) formulierte in der Besprechung der im Auftrage Katharinas II. von P. S. Pallas herausgegebenen *Vergleichenden Vokabulare der Sprachen der ganzen Erde* Zweck, Aufgaben, Probleme und Methoden der vergleichenden Sprachwissenschaft. Zweck der Sprachvergleichung ist die Erweiterung der ethnologischen und psychologischen Kenntnisse. Die Aufgabe besteht in der exakten Erfassung der Phonetik, Semantik, Struktur und des Geltungsbereiches einer jeden Sprache. Das Problem ist, wie man diese Aufgabe in Hinsicht auf die recht große Mannigfaltigkeit sprachlicher Daten erfüllen soll. Für den Sprachvergleich sind, nach Kraus, drei Momente zu berücksichtigen: (1) der Sprachstoff, also Lautsystem und Grundwortschatz, (2) der Sprachbau, also Flexion und Syntax der verschiedenen Satzarten und (3) der Sprachkreis, also die Geltung der Sprachdaten. Der Gedankenreichtum dieses Gelehrten ist in seiner Zeit einzigartig.

Als reiner Aufklärer ist Johann Christoph Adelung (1732 – 1806) anzusehen, dem es um die praktische Förderung der Sprachkenntnis ging, und zwar durch Grammatik und Lexikographie des Deutschen (*Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuchs der hochdeutschen Mundart*. 1774 – 1786 und *Umständliches Lehrgebäude der deutschen Sprache*. 1782). Er verfaßte

außerdem *Mithridates oder allgemeine Sprachenkunde mit dem Vater Unser als Sprachprobe in beinahe fünfhundert Sprachen und Mundarten* (1806), nach seinem Tode fortgeführt von J. S. Vater. Zu erwähnen sind einige seiner Lehren, nämlich von der Einsilbigkeit der Wurzeln, von der generellen Entwicklungstendenz des Sprachbaus (isolierend → flektierend → umschreibend), von den Prinzipien der Sprachbeschreibung (die synchronische Beschreibung soll sich aus der diachronischen Prüfung ergeben) und von den Merkmalen, die auf den Verwandtschaftsgrad zu schließen erlauben.

7. Die in der Zeitperiode der Aufklärung vieldiskutierte Frage nach dem Verhältnis zwischen Denken und Wirklichkeit (also in Wirklichkeit nach dem Ursprung des Wissens), welche die sprachwissenschaftlichen Forschungen jener Zeit beinhaltet hat, konnte natürlicherweise nur durch eine Frage nach dem Ursprung der Sprache aufgehoben werden. Diese zieht für die genannte Problematik eine natürliche Grenze. Für die Wissenschaften ergeben sich aus dieser neuen Fragestellung recht interessante Folgerungen, die das ganze 19. Jh. hindurch beobachtet werden können. Vor allem kommt es zur Verselbständigung der Sprachwissenschaft, die sich von der Philosophie getrennt hat. Die entschieden historisch orientierte intellektuelle Atmosphäre jener Zeit verursachte die Entstehung neuer philosophischer Disziplinen: der Ethik, Logik, Psychologie, Ästhetik – also den Zerfall der philosophischen Einheit, die auf diese Weise den neuen Forderungen besser standhalten konnte. Die reine Philosophie hat in den Werken von G. W. F. Hegel (1770 – 1831), K. Marx (1818 – 1883) und F. Engels (1820 – 1895) aus ihrer Stellung zur Geschichte wichtige Theorien entwickelt.

Die Frage nach dem Ursprung, deren theoretische Bestimmung bereits bekannt ist, manifestiert sich in einer entschieden evolutiven Einstellung: von der Romantik, die das Problem des Wissens auf einer historischen Ebene verlängert sieht, über die neuesten Ergebnisse der biologischen Disziplin (Darwin, Linnée), bis zu den positivistischen Gedanken A. Comte's und J. S. Mills.

Das Resultat, wie die Fragestellung das Forschungsobjekt in Geschichte und Gegenwart gliedert, ist auf theoretischer Ebene der Vergleich; für die Wissenschaft erbringt er die vergleichende Methode.

Die Sprachwissenschaft in jener Zeit war also historisch und vergleichend. Sie hatte die Fragen nach dem Ursprung und der Entwicklung der Sprache zu beantworten, dazu benötigte sie angemessene Theorien und neue Disziplinen, aber auch wesentliche Leistungen.

Das Programm für die Sprachwissenschaft des 19. Jhs. ist von Friedrich Schlegel (1772-1829) in seiner Schrift *Über die Sprache und Weisheit der Indier* (1808) formuliert worden: „Jener entscheidende Punkt aber, der hier alles aufhellen wird, ist die innre Structur der Sprachen oder die vergleichende Grammatik, welche uns ganz neue Aufschlüsse über die Genealogie der Sprachen auf ähnliche Weise geben wird, wie die vergleichende Anatomie über die höhere Naturgeschichte Licht verbreitet hat“⁵. Schlegel fordert u. a., daß man zwecks Vergleich der Verwandtschaft der Sprachen nicht isolierte Einheiten, sondern in erster Linie vollständige grammatische Strukturen heranziehen sollte.

Den nächsten Schritt in der Richtung der von F. Schlegel konzipierten Wissenschaft tat der Däne Rasmus Rask (1787-1832). Er schrieb 1811 eine Einführung ins Altisländische, in der er auch die Verwandtschaft der germanischen Sprachen mit dem Baltischen, Slawischen, Griechischen und Lateinischen nachwies. In seiner 1818 veröffentlichten *Untersuchung über den Ursprung der altnordischen oder isländischen Sprache* stellt er Regeln für die Buchstabenübergänge vom Indogermanischen zum Germanischen an Beispielen dar (J. Grimm nannte diese später I. (germanische) Lautverschiebung). Rask wird das Verdienst zugeschrieben, die herkömmlichen philosophischen und philologischen Forschungen auf eine grammatische Höhe gebracht zu haben. Die vergleichende Grammatik war für ihn jedoch nur ein Mittel, da er eine Systematisierung aller Sprachen der Erde zu schaffen beabsichtigte.

Als eigentlicher Begründer der historisch-vergleichenden Grammatik gilt Franz Bopp (1791-1867). 1816 erschien seine Arbeit *Über das Conjugationssystem der Sanskritsprache in Vergleichung mit jenem der griechischen, lateinischen, persischen und germanischen Sprache*. Neu gegenüber Rask war die Berücksichtigung des Sanskrit und des Persischen; nicht herangezogen wurden im Gegensatz zu Rask das Baltische und das Slawische. Das konnte erst in seiner 1833 – 1852 erscheinenden *Vergleichenden Grammatik des Sanskrit, Zend, Armenischen, Griechischen, Lateinischen, Altslawischen, Gotischen und Deutschen geschehen*.

Was Bopp mit seiner Vergleichung des Konjugationssystems für die indogermanischen Sprachen begonnen hatte, das unternahm auch Jacob Grimm (1785 – 1863) mit seiner *Deutschen Grammatik* – einer Geschichte der germanischen Sprachen, deren erster Band 1819 erschien. Grimms Methode beruhte auf dem Vergleich der germanischen Sprachen von Gotisch bis Neuenglisch. In diesem Prozeß unterscheidet er in bezug auf das Deutsche drei Perioden: die alt-, mittel- und neuhochdeutsche Zeit. Von ihm rühren auch die Termini 'Umlaut' und 'Ablaut' her. Diachronische und synchronische Gesichtspunkte verbindet das

⁵ Vgl. S c h l e g e l 1808 S. 28.

von Jacob und seinem Bruder Wilhelm begonnene *Deutsche Wörterbuch*, dessen erster Band 1854 erschien. Bei seinem Tod war Jacob bis zum Artikel 'Frucht' gekommen. Vollendet worden ist das Wörterbuch in 32 Bänden (statt der geplanten 7) erst 1961.

Mit der vergleichenden indogermanischen Lautlehre, die noch ausstand, befaßte sich August Friedrich Pott (1802-1887) in seinen *Etymologischen Forschungen auf dem Gebiete der Indo-Germanischen Sprachen (mit besonderem Bezug auf die Lautumwandlung im Sanskrit, Griechischen, Lateinischen, Litauischen und Gotischen)* (1830-1836). Das Werk führte zugleich ein indogermanisches etymologisches Wörterbuch ein, denn Pott stellte darin vergleichend 375 Verbalwurzeln zusammen, die sich im Sanskrit und anderen indogermanischen Sprachen fanden. Auf dem Gebiete der Etymologie formulierte Pott als erster das Prinzip, daß die Lautform die Grundlage alles etymologischen Verfahrens sei. An der zweiten Stelle steht die Bedeutungsverwandtschaft. Bei Pott kann man auch Ansätze dazu finden, was erst später Anerkennung gefunden hat: „Natürlich, die Sprache ist ein Bezeichnungssystem, was wäre aber ein System ohne Wechselbedingtheit?“⁶ Selbstverständlich vertrat er auch Humboldts Standpunkt, wenn er meinte, daß die Sprache ein „Naturprodukt und dienstwilliges Organon des Geistes“ und zum anderen eine „Dynamis“ sei.

August Schleicher (1821-1868), dem Autor des *Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen* (1861-1862) verdanken wir Arbeiten über das Altkirchenslawische und das Litauische. Vor allem aber gilt er als derjenige Forscher, dem die vergleichende indogermanische Sprachwissenschaft das noch heute übliche Verfahren der Rekonstruktion verdankt, nämlich z. B. für die verschiedenen mit 'zehn' urverwandten Wörter der indogermanischen Sprachen wie altind. 'dasa', lat. 'decem', air. 'deich' usw. eine indogermanische Vorstufe *'dekm' anzusetzen, aus der sich alle anderen in den einzelnen Sprachen erst entwickelt haben.

Auf Schleicher geht auch das Bild von der Entwicklung verwandter Sprachen zurück, die Stammbaumtheorie, daß die Sprachen aus einer Wurzel, einem Stamm, einer Ursprache sich verzweigen und aufgliedern läßt, wie es z. B. die indogermanischen Sprachen tun. Dem stellte 1872 Johannes Schmidt seine Wellentheorie gegenüber, die sich die Entwicklung und geographische Spezifikation verwandter Sprachen im Bild der durch einen ins Wasser geworfenen Stein sich ausbreitenden Wellen vorstellt.

Die Entwicklung der Biologie und ihre Widerspiegelung in der Theorie ist schon angedeutet worden. Neben den Empirikern gibt es Forscher, die primär

⁶ Vgl. P o t t 1830 Bd. I S. 151.

auf der Ebene der Theorie zu betrachten sind, vor allem Wilhelm von Humboldt (1767-1835). Zweifelsohne sind heute seine Verdienste für die Sprachwissenschaft auf der Ebene der Sprachtheorie zu beurteilen, wo er u. a. als Schöpfer der Hypothese von der linguistischen Relativität betrachtet wird.

Für uns bleibt Humboldt jedoch der führende Theoretiker der deutschen Sprache, in der er seine sprachphilosophischen Reflexionen darlegen konnte. Seine Forschungen über die Typen des Sprachbaus (*Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts*. 1836) zeigen, daß die Einheit der Sprache, die in der Muttersprache vorliegt, zunächst national begründet ist, was Humboldt die verschiedenen Sprachen als „Bildungen der Nationen“⁷ anerkennen läßt. Dieser nationale Charakter jeglicher Sprache darf aber weder bei Humboldt noch bei seinen Interpreten überschätzt werden! Die Auffassung, daß es die Sprachen der Nationen, d.h. historische Sprachen, und nicht eine Universal-sprache ist, die jeweils besondere inhaltliche Strukturen haben, ist bei Humboldt eingebettet einerseits in die Auffassung, daß die Sprachfähigkeit eine allgemeine menschliche Eigenschaft ist, andererseits in die Auffassung, daß jeder Mensch letztlich seine eigene Sprache hat. Übergeordnet ist nicht das Nationale, sondern die Einheit der Menschheit, die sich in der menschlichen Kreativität, der Fähigkeit, Sprache zu schaffen und der zunehmenden Selbstverwirklichung und Individualisierung zeigt. Eine solche Interpretation führt auf theoretischer Ebene zu recht interessanten Formulierungen, die hier zitiert werden sollen: „Der Mensch lebt mit den Gegenständen hauptsächlich, ja, da Empfinden und Handeln in ihm von seinen Vorstellungen abhängen, sogar ausschließlich so, wie die Sprache sie ihm zuführt“⁸; „so liegt in jeder Sprache eine eigenthümliche Weltansicht“⁹; „die Erlernung einer fremden Sprache sollte daher die Gewinnung eines neuen Standpunktes in der bisherigen Weltansicht sein, und ist es in der That bis auf einen gewissen Grad, da jede Sprache das ganze Gewebe der Begriffe und die Darstellungsweise eines Theils der Menschheit enthält“¹⁰.

⁷ Vgl. Humboldt 1836 S. 56.

⁸ A. a. O. S. 73.

⁹ A. a. O. S. 72.

¹⁰ A. a. O. S. 73.

In einer Sprache, der Humboldt die zitierten Attribute zuschreibt, „erzeugt sich [...] ein Vorrath von Wörtern und ein System von Regeln“¹¹, die Wörter sind aber in Wirklichkeit nicht Kompositionsteile der Rede, sondern sie „gehen umgekehrt aus dem Ganzen der Rede hervor“¹². „Sie selbst (die Sprache – W. K.) ist kein Werk (*Ergon*), sondern eine Thätigkeit (*Energeia*) (...) sie ist nämlich die sich ewig wiederholende *A r b e i t* des Geistes, den *a r t i c u l i r t e n* *L a u t* zum Ausdruck des *G e d a n k e n* fähig zu machen. Unmittelbar und streng genommen, ist dies die Definition des jedesmaligen *S p r e c h e n s*; aber im wahren und wesentlichen Sinne kann man auch nur gleichsam die Totalität dieses Sprechens als die Sprache ansehen“¹³. Die Feststellung schließlich, daß jede Sprache „eine, nicht zwar immer aus der Natur der Sprache überhaupt, aber doch aus ihrer besonderen Individualität hervorgehende *E i n h e i t* besitzt. Ohne Einheit der Form wäre überhaupt keine Sprache denkbar“¹⁴, soll als eines der wichtigsten sprachtheoretischen Prinzipien angesehen werden, die unter dem pragmatischen Aspekt in der Sprache mehrere Sprecher, aber bloß **eine** Realisierung zulassen. Die Sprache ist unzertrennlich mit dem Sprecher verbunden, daher sind ihre Formen nur durch ihn motiviert.

Aus Humboldts Gedankenreichtum beziehen zahlreiche Sprachwissenschaftler ihre Ideen. So geht beispielsweise die idealistische Sprachwissenschaft auf ihn zurück, ganz zu schweigen von der strukturellen Linguistik.

Ein spezielles Kapitel gilt in diesem Zusammenhang der Sprachinhaltsforschung. Hier ist in erster Linie der Name Leo Weisgerber zu nennen, der, in Anschluß an Humboldt, die Sprache als eine „geistige Kraft“ begreift, die einerseits als ‚Muttersprache‘ bzw. ‚sprachliche Zwischenwelt‘ von der ganzen Sprachgemeinschaft ausgeht, andererseits aber auf Denken und Handeln jedes ihrer Angehörigen ständig einwirkt¹⁵. Nach Weisgerber¹⁶ liegt die Kernleistung der Sprache nicht in ihrer Verwendung zur Mitteilung oder zum Ausdruck – eine solche Kennzeichnung wäre ebenso richtig und so falsch „wie eine

¹¹ A. a. O. S. 76.

¹² A. a. O. S. 88.

¹³ A. a. O. S. 56.

¹⁴ A. a. O. S. 338.

¹⁵ Der Begriff ‚Muttersprache‘ ist hier im Sinne der Sprache eines bestimmten Volkes, der natürlichen, Einzel- bzw. Primärsprache zu verstehen. „Es wäre also“, schreibt G i p p e r (1963 S. 23), „ein arges Mißverständnis, im Begriff der Muttersprache ein spezifisch deutsches, nationales Element zu sehen.“

¹⁶ Vgl. W e i s g e r b e r 1929.

Bestimmung des Wassers als eines Mittels zum Waschen und Durstlöschen” -, sondern in ihrem Erkenntniswert. Weisgerber geht von der Nichtidentität der Laut- und der Inhaltsseite der Sprache aus und verlängert die Gültigkeit der Sprache auf Sprachleistung und Sprachkraft (in der späteren Fassung auf Gestalt, Inhalt, Leistung und Wirkung). Diese ‘vierstufige’ Sprachbetrachtung kommt besonders im Sprachunterricht zur Geltung, der so mit der ‘Geistesbildung’ identisch ist.

Als ein Linguist, der dem Lager Weisgerbers zwar nicht zugerechnet wird, der aber zu Fragestellungen und Lösungen gelangt, die – vor allem hinsichtlich des gesellschaftlichen und erkenntnistheoretischen Charakters der Sprache – denen der inhaltbezogenen Sprachwissenschaft nahestehen, kann Hans Glinz angesehen werden¹⁷. In seiner Habilitationsschrift *Die innere Form des Deutschen* (1952) will Glinz durch die Methode der Interpretation die Frage beantworten, welche Denkinhalte sich einer durch System-Erprobung bestimmten sprachlichen Einheit oder Kategorie zuschreiben lassen. Die Ganzheit der Sprache selbst reflektiere der Text¹⁸. Die Analyse des Verstehens von Texten führt aber Glinz (*Textanalyse und Verstehenstheorie II*, 1978) im wesentlichen zur Aufhebung der Sprachtheorie in einer umfassenden Theorie über den Erwerb und die Struktur von ‘Sprachbesitz’, die ihrerseits psychologische und handlungstheoretische Komponenten enthält.

Auch auf die Sprachinhalte geht die Theorie des paradigmatischen lexikalischen Feldes von Jost Trier zurück. In seiner Arbeit über den deutschen Verstandeswortschatz entwickelt Trier die Auffassung, daß kein Wort im Bewußtsein des Sprechers isoliert existiere, sondern jeweils in Beziehung zu einer Reihe anderer Wörter steht. Diese anderen Wörter seien seine Begriffsverwandten, die „mit dem ausgesprochenen Wort ein gegliedertes Ganzes, ein Gefüge, das man Wortfeld oder sprachliches Zeichenfeld nennen kann“, bilden¹⁹.

Humboldts theoretische Ansichten, in erster Linie über die romantisch-nationalen Züge der Ausdrucksfunktion der Sprache, die innere Form, die den Volksgeist erkennen läßt, übernahm Heymann Steinthal (1823 – 1899) in seiner Einleitung in die *Psychologie und Sprachwissenschaft* (1871). Er interpretierte diese Gedanken im Geiste der damals vorherrschenden Apperzeptionspsychologie Herbarths. Das Neue, das er beigetragen hat, ist, daß die Sprache keine an sich logisch bestehende Erscheinung sei, sondern daß sie als ein Ausdruck des psychischen Lebens des Individuums und der Gesellschaft zu betrachten sei; sie

¹⁷ Vgl. D i t t m a n n 1980 S. 157.

¹⁸ Vgl. G l i n z 1965 S. 8.

¹⁹ Vgl. T r i e r 1931 S. 1.

sei eine Funktion des biologischen Organismus des Menschengeschlechts, dessen Einzelrealisationen die Nationen sind. Mit dieser Feststellung wurden auch die Ziele für die Völkerpsychologie gestellt, nämlich die Erforschung der nationalen Psyche von der Seite ihrer Sprachen, deren Ursprung, Entwicklung, Ähnlichkeiten, Unterschiede usw. Zum anderen unterstrich er die Rolle des Individuums in der Sprache, wenn er meinte, daß jedes Individuum sprachlich nach den Eigentümlichkeiten seiner individuellen Psyche handelt (der sprachliche Relativismus).

Als ein Forscher, der die Psychologie erst auf eine linguistische Höhe brachte, gilt Wilhelm Wundt (1832 – 1920). Sein Hauptwerk ist *Völkerpsychologie* (seit 1900), dessen zwei erste Bände der Sprache gewidmet waren. Es heißt darin, daß im psychischen Leben des Menschen eine kreative Synthese vor sich geht; die Psyche sei keine Substanz, sondern ein werdender Prozeß. Eine zentrale Rolle spielt der Wille, der den Eindrücken und Gefühlen entspringt: es besteht eine psychophysische Parallele (Ursache und Folge müssen gleich sein). Die nach diesen Voraussetzungen konzipierte Sprachtheorie Wundts, welche einen diachronischen und zugleich universalen Charakter trug, erstrebte die „Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythos und Brauch“.

Die Sprachwissenschaft gilt aber erst seit den Junggrammatikern (ursprünglich ein Spottname, den Zarnke für seine jüngeren Kollegen in Leipzig geprägt hatte) als eine wissenschaftlich anerkannte Disziplin. Außer August Leskien (1840-1916) gehörten zu ihnen in Deutschland Karl Brugmann (1849-1919) und Bertold Delbrück (1842-1922), die Autoren des *Grundrisses der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen*, sowie Hermann Osthoff (1847-1909) und die Germanisten Hermann Paul (1846-1921), Eduard Sievers (1850-1932), Wilhelm Braune (1850-1926), außerhalb Deutschland Jan Łoś (1860-1928) und Jan Rozwadowski (1867-1935) in Polen, F. F. Fortunatov (1848-1914), A. I. Sobolevskij (1856-1929) und A. A. Šachmatov (1864-1920) in Rußland. In Frankreich wirkte in jener Zeit Antoine Meillet (1866-1936).

Die theoretischen Grundsätze der junggrammatischen Schule faßte H. Paul in seinen *Prinzipien der Sprachgeschichte* (1880) zusammen: die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze, die Analogie, die Fremdwortentlehnung. Es heißt, wenn die Sprache aus historischer Sicht, als evolutiver Prozeß, betrachtet wird, so ist sie auf die Lautgesetze reduzierbar, die ausschließlich in der Analogie (Formassoziation, Neubildung) und im Fremdwort aufgehoben werden. Mit anderen Worten gesagt: der historische Prozeß (die Zeit mit ihrer Richtung) manifestiert sich als Sprachlaut, für den die Redebildung einerseits, die Fremdsprache andererseits eine natürliche Grenze ziehen.

Fassen wir ergänzend zusammen! Die positivistische Einstellung zur Sprache läßt Beschreibungsdaten von bleibendem Wert aufkommen. Da man glaubt, das Phänomen der Sprache identifiziert zu haben, gilt es, den Beobachtungsdaten eine Form zu verleihen: es entstehen zahlreiche Arbeiten im Bereich der Phonetik, Semantik (Onomasiologie), Dialektologie und Syntax. Die Phonetik arbeitet mit der traditionellen Methode, d. h. die Beschreibung der Laute erfolgt durch die Bestimmung ihrer Merkmale aufgrund der Bewegung der Artikulationsorgane. Hauptvertreter waren hier E. Sievers (*Grundzüge der Phonetik*. 1881), Henry Sweet (1845-1912) (*Handbook of Phonetics*. 1877), Paul Passy (1859-1939), Begründer der Zeitschrift „Le maître Phonétique“ (1886), des Organs der 1887 gegründeten Association Phonétique Internationale. Die sogenannte Experimentalphonetik hat ihre Vertreter in Pierre Rousselot (1846-1924) und Wilhelm Viëtor (1850-1918).

Die Entwicklung der Phonetik war eine starke Anregung für die Dialektologie. Die Mundartforschung manifestiert sich als Dialektologie *sensu stricto* und als Dialektgeographie. Im Unterschied zur Standardsprache waren Dialekte gewöhnlich nur mündlich gebraucht. Die Verschiedenheit der Sprachen, deren Entstehung, Verbreitung und Verschwinden sind sozial und historisch an bestimmte Siedlungsräume gebunden. Eine der ersten Arbeiten auf dem Gebiet der Dialektologie stellt Jost Winteler (1846-1929) *Die Kerenzer Mundart des Kantons Clarus in ihren Grundzügen dargestellt* (1876) dar. Die kartographischen Aufzeichnungen von Dialektuntersuchungen wurden durch Georg Wenker (1852-1911) mit dem *Deutschen Sprachatlas* (ab 1881) unternommen und von Ferdinand Wrede, Walter Mitzka und Theodor Frings fortgesetzt. Als bedeutender Vertreter der Dialektgeographie gilt Jules Gilliéron (1854-1926), der zusammen mit E. Edmont *L'Atlas linguistique de la France* bearbeitete.

Die Semantik geht vom Namen aus, dessen Bedeutung ebenfalls einer historischen Wandlung unterliegt. Hauptvertreter der Semantik war Michel Bréal (1832-1915), Autor des *Essai de sémantique* (1897). Sein Hauptziel war die Entdeckung der Regularitäten, die den Wandel der Wortbedeutung regieren; als erster verwendet er den Namen 'Semantik' (1883). Mit ähnlichen Fragen befaßten sich auch H. Paul und A. Darmesteter.

Auf der morphologischen Ebene taucht die Grammatik der Eigennamen, die Onomastik, auf.

1894 erschien das Buch von John Ries *Was ist die Syntax?* Der Verfasser kritisiert die zeitgenössische Syntax als Mischsyntax, weil sie die Semantik der Wortarten und Wortformen und die logische Struktur des Satzes miteinander vermengt, und fordert eine Syntax, die konsequent die Wortgefüge bis hin zum Satz nach Form und Inhalt beschreibt.

Die so konzipierte Sprachwissenschaft erlaubt es, alte Fragen zu beantworten. Eine von ihnen ist die Klassifikation der Sprachen außerhalb der Nationalsprache. Die noch heute bekannteste Sprachklassifizierung im Bereich der Typologie geht auf die Brüder Schlegel zurück. Man unterscheidet hier analytische (isolierende) und synthetische (agglutinierende und flektierende) Sprachen. In analytischen Sprachen gibt es nur freie Morpheme (Chinesisch, Vietnamesisch). Beim synthetischen Typ kommen die grammatischen Verhältnisse durch gebundene Morpheme zum Ausdruck. Diese Klassifizierung wurde weiter differenziert und modifiziert. F. Mistelli unterscheidet sechs Typen des Sprachbaus: (1) einverleibende (Wort und Satz sind identisch, z. B. mexikanische Sprachen), (2) wurzelisolierende (relevant ist die Zeichenabfolge, z. B. Chinesisch), (3) stammisolierende (relevant sind Affixe, z. B. Polynesisch), (4) anreihende (Bantu), (5) agglutinierende (Ungarisch) und (6) flektierende.

W. Wundt stützt seine Konzeption des Sprachbaus auf den Begriff der inneren und der äußeren Sprachform. Die erstere betrachtet Wundt von drei Seiten aus: (1) das Verhältnis der Elemente des sprachlichen Denkens zueinander, (2) die Verlaufsrichtung des Denkprozesses und (3) der Inhalt. Innerhalb der äußeren Sprachform unterscheidet Wundt zwölf Oppositionspaare (z. B. nominale und verbale Sprachen).

Eine andere Frage betrifft die Genese des Sprachwandels. Den Zugang zur Sprachentwicklung ermöglicht die Untersuchung von Veränderungen, die sich in der Vergangenheit vollzogen haben. Auf diese Weise konnten z. B. Sanskrit und Zend entdeckt werden.

8. Der Positivismus in der Sprachwissenschaft erweist sich als die Richtung der Sprachauffassung, die im 20. Jh. eine Fortsetzung erfahren sollte. Die andere Möglichkeit erfuhr bisher keine theoretische Fortführung; gemeint ist die idealistische Betrachtungsweise der Sprache, für die die Sprache historisch und ästhetisch ist.

1900 erschien das berühmte Werk von Benedetto Croce (1866-1952) *Estetica come scienza dell' espressione e linguistica generale*, in dem es u. a. heißt, daß die Sprache mit der Expression identisch sei. Laut dieser Annahme soll zwischen Sprachwissenschaft und Ästhetik kein Unterschied bestehen. Die einzige linguistische Realität sei die sprachliche Kreation, welche sich im konkreten Sprechakt manifestiert.

Die philosophisch-ästhetischen Ideen Croces übertrug der deutsche Romanist Karl Voßler (1872 – 1947) in ein sprachliches System; im Grunde genommen steht Voßler auf demselben Boden wie Croce. Außer dem individuellen Charakter der Sprache erkennt er aber noch ihren sozialen, nationalen und kulturellen

Faktor an, die die Expression des Individuums unterdrücken. Der individuelle Faktor ist aber so groß, das Primat des aktiven Moments so bedeutend, daß Voßler die Sprache vorzüglich mittels stilistischer Interpretation im Sprachkunstwerk betrachten will. In *Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft* (1904) umreißt Voßler das Programm der idealistischen Sprachwissenschaft als (1) rein ästhetische und (2) ästhetisch–historische Sprachbetrachtung. Die erstere kann nur monographisch sein und die einzelnen Ausdrucksformen für sich und unabhängig voneinander auf ihre besondere Individualität, auf ihren Gehalt hin untersuchen. Die zweite muß zusammenfassend und gruppierend arbeiten. Sie muß die sprachlichen Formen der Völker und Zeiten einerseits chronologisch nach Zeitaltern und Perioden, andererseits geographisch nach Nationen und Rassen, und schließlich nach 'Völkerindividuen' und geistiger Verwandtschaft untersuchen²⁰.

Als Zeitschrift der idealistischen Richtung bestand 1925 – 1928 das „Jahrbuch für Philologie“ herausgegeben von V. Klemperer und E. Lerch. Die von Voßler geforderte Wendung der Sprachgeschichte zur Geistesgeschichte wurde in der Germanistik zunächst von K. Burdach und H. Naumann weitergeführt, der 1923 in seinem *Versuch einer Geschichte der deutschen Sprache als Geschichte des deutschen Geistes* ein Programm solcher Betrachtungen für die deutsche Sprach- und Geistesgeschichte entwarf.

Die ästhetisch–idealistische Sprachwissenschaft erfreute sich in ihrer Zeit großer Popularität, was manche namhaften Vertreter sprachwissenschaftlicher Kunst nicht aushalten konnten. Voßler wurde vorgehalten, seine Konzeptionen seien nicht verifizierbar, außerdem brächten sie nichts Neues ein. Jan Rozwadowski schreibt dazu: „Voßlers phantasie- und temperamentvolles Auftreten gegen die handwerklichen Leistungen der Sprachwissenschaft, geistreich und voller künstlerischer Intuition, wie es war, hatte seine guten Seiten: es hat den Seminaren und Vorlesungsräumen frische Luft zugeführt, die alte Welt erschüttert, aber zu weit, viel zu weit getragen; es hat keine besonderen Offenbarungen ergeben, in schwache Köpfe, besonders der jüngeren Adepten, viel Aufruhr gebracht, einseitig Individualismus, Intuitionismus, Kreation, Ästhetik, Stilistik und Geist für allein heilsame Grundsätze und Methoden erklärt, und trotz aller Einwände der gesamten bisherigen Sprachwissenschaft geschadet“²¹ (übers. von mir – W. K.).

²⁰ Vgl. Voßler 1904 S. 94.

²¹ Vgl. Rozwadowski 1929 S. 125.

9. Wie die Frage nach dem Ursprung der Sprache das Forschungsobjekt in Geschichte und Gegenwart gliedert und die historisch-vergleichende Methode erbringt, so erbringt die Frage der Grenzen der Sprache die strukturalistische Methode. Der Begriff der Grenzen der Sprache wird hier nicht trivial verwendet: Anfang und Ende sind die beiden Extreme der semantischen Wertordnung. Der Status der strukturalistischen Betrachtungsweise wäre also methodologisch motiviert.

Es gibt noch weitere Gründe anzunehmen, daß der Strukturalismus in der Sprachwissenschaft keine selbständige Offenbarung ist: er erweist sich als eine methodologische Fortführung des Positivismus²², für den die Sprache aus den Kulturinhalten abstrahiert werden konnte, aus Inhalten also, die durch sie selbst konstituiert worden sind. Man darf auf dieser Grundlage schließen, daß die Präzistenz des Textes dafür notwendig war. In der Tat, seitdem die Nationalsprache bestand, entwickelte sich immer die literarische Tätigkeit parallel zur abstrakten Reflexion. Für die Bestimmung des theoretischen Status des Strukturalismus ist es wesentlich, von der Substanz (d.h. dem Text, wie dieser unter den gesellschaftlichen Bedingungen funktionierte) auszugehen, die durch das Analyseverfahren in Form und Bedeutung zerlegt wird. Die strukturalistische Methode besteht für die Erforschung der (sprachlichen) Form, mit allen Folgen, die dieses Unternehmen mit sich bringt, weil die strukturalistischen Bestrebungen vor allem auf die Identifizierung dieser Form gerichtet sind, den sogenannten Dekodierungsprozeß.

Die Form der Sprache wird grundsätzlich in der lautlichen Gestalt festgestellt, weswegen die klassische strukturelle Linguistik prinzipiell in der Phonologie vertreten ist. Die Form identifizieren, heißt, sie in Elementen vorfinden, die in bestimmten Beziehungen zueinander stehen. Formen und ihr Verhältnis zueinander machen das System der Sprache aus. Voraussetzung hierfür ist selbstverständlich, daß die Struktur der Sprache diejenigen Elemente erfaßt, die gleichzeitig auftreten. Diese Problematik bietet mehr ein Erkennungszeichen und Forschungsprogramm als eine vollständig ausgearbeitete linguistische Theorie.

Als Vater der strukturellen Linguistik gilt F. de Saussure. Einen bedeutenden Vorläufer hatte sie aber auch in der Person von J. B. de Courtenay.

²² In Übereinstimmung mit C o s e r i u (1988 Kap. 2 - 4) würde dies in strengem Sinne nur vom amerikanischen Strukturalismus gelten; im europäischen Strukturalismus finde eine Überwindung des Positivismus statt.

Jan Baudouin de Courtenay (1845 – 1929) war ein bekannter Gelehrter, der seine Arbeiten in polnischer, russischer, deutscher und französischer Sprache schrieb und von Brugmann, Leskien, Saussure, Paul, Jespersen, Meillet und Schuchardt hochgeschätzt wurde. Die Konzeption der junggrammatischen Schule ist für ihn nur insofern Ausgangspunkt, als er vorwiegend mit der Klangseite der Sprache beschäftigt ist, aus der er sowohl die phonologischen als auch die morphologischen Prinzipien herleitet. Der Sprachlaut war ihm nicht mit dem Schriftlaut identisch; für beide sollen, nach Baudouin, spezifische Gesetze aufgestellt werden. Für Baudouin besteht die Sprache also als ihre lautliche Gestalt, außerdem auch extralinguistisch als „die Seite der semantischen Vorstellungen“ und morphologisch als Form, Struktur, Methode, mit deren Hilfe die lautliche Seite mit dem psychischen Inhalt verbunden sind.

Baudouin definiert auch das Phonem danach; an verschiedenen Stellen werden Wesensmerkmale dieser Einheit aktualisiert: „Summe verallgemeinerter anthropophonischer Eigenschaften eines bestimmten phonetischen Teils eines Wortes, die bei Aufstellung korrelativer Verbindungen im Bereich mehrerer Sprachen unteilbar ist“²³; „einfache Verallgemeinerung anthropophonischer Eigenschaften“, „phonetischer Typ“, Resultat „der Verallgemeinerung, das frei ist von den praktisch gegebenen Eigenschaften der realen Erscheinung oder Daseinsform“²⁴, „psychisches Äquivalent eines Lautes“, „einheitliche, ständige Vorstellungen der Sprachlaute“²⁵. So ist das Phonem eine Lautvorstellung, die in menschlicher Psyche invariant existiert, d. h. ein Modell²⁶ (hier als Prototyp der Vorstellung vom Phonem als Konstrukt).

Baudouin sieht das Sprachsystem auf der morphologischen Ebene (wobei mit Morphologie die Form der menschlichen Sprache zu verstehen ist; die verschiedenen Sprachen seien als Modifikationen dieser Form anzusehen). Er sieht die Sprache aber noch dynamisch, als ein Werkzeug, eine Tätigkeit, einen sich ununterbrochen wiederholenden Prozeß. Dieser Prozeß besteht u. a. darin, daß die Phoneme als Relationswerte der Morphologisierung und Semasiologisierung unterliegen. Das geschieht durch Alternation und Lautwechsel.

Baudouin war der Autor der wissenschaftlichen Theorie der Alternationen (*Versuch einer Theorie phonetischer Alternationen*: 1893 – polnisch, 1895 – deutsch). Er stellt fest, daß man die Alternanten unter dem phonetischen Aspekt als verschiedene Phoneme betrachten muß, die in etymologisch verwandten Morphemen vorkommen und im Bestand dieser Morpheme relativ austauschbare

²³ Vgl. Courtenay 1881 S. 333.

²⁴ A. a. O. S. 335.

²⁵ Vgl. Courtenay 1963 S. 351f.

²⁶ Vgl. Courtenay 1917 S. 253.

Plätze einnehmen. Diese Theorie kann als gelungener Versuch angesehen werden, die Sprache in ihrem Wandel zu erfassen.

Ein Schüler und zugleich enger Mitarbeiter Courtenay's war M. Kruszewski (1851-1887), der die phonologischen Konzeptionen seines Meisters entwickelte. Diese Konzeptionen bahnen nicht nur Saussure, sondern auch der Prager Schule den Weg, ja sie sollen auch als diejenigen angesehen werden, die die allgemeine Theorie der gesprochenen Rede auf eine neue Ebene gebracht haben.

Ferdinand de Saussure (1857-1913) gilt als unmittelbarer Wegbereiter der strukturellen Linguistik. In seinem *posthum* herausgegebenen Werk *Cours de linguistique générale* (1916) nennen seine Schüler (A. Sechehaye, Ch. Bally, A. Riedinger) die wichtigsten seiner Thesen:

1. „La langue est un système de signes exprimant des idées, et par là, comparable à écriture, à l'alphabet des sourds muets, aux rites symboliques, aux formes de politesse, aux signaux militaires, etc., etc. Elle est seulement le plus important de ces systèmes”²⁷.

2. Das sprachliche Zeichen (*le signe linguistique*) ist zweidimensionell: es besteht aus *signifiant* und *signifié*. Die beiden Seiten bedingen einander. Das Zeichen ist in bezug auf seine Form arbiträr.

3. Zwischen Zeichen bestehen assoziative (paradigmatische) und syntagmatische Beziehungen. Die ersteren bestehen *in absentia*, die anderen *in praesentia* (System und Rede).

4. Saussure unterscheidet zwischen *langage*, *langue* und *parole*²⁸. Diese wichtige Unterscheidung kann inzwischen zu verschiedenen Interpretationen Anlaß geben²⁹. Es ist anzunehmen, daß mit *langage* die Sprache in ihrer Gesamtheit, d. h. die Sprachfähigkeit **und** Sprechen, gemeint ist; *langue* meint die Sprache in zweifacher Sicht: einerseits als 'fait social', andererseits als System (formales Beziehungsgefüge), *parole* ist das Sprechen. Der Begriff 'Sprache' kann also, wenn man Saussure's Unterscheidung folgt, mehrere Vorstellungen hervorrufen.

5. Saussure fordert die Unterscheidung von Synchronie und Diachronie: „est synchronique tout ce qui se rapporte à l'aspect statique de notre science, diachronique tout ce qui à trait aux évolutions. De même synchronie et diachronie désigneront respectivement un état de langue et une phase d'évolution”³⁰.

²⁷ Vgl. Saussure 1916 S. 33.

²⁸ Saussure's Formel ist: *langue* = *langage* minus *parole*.

²⁹ Zur Kontroverse um die Rezeption der wichtigsten Thesen Saussure's vgl. die sehr präzise abgefaßte Arbeit von Jäger 1976. Vgl. auch Jäger/Stetter (Hrsg.) 1986.

³⁰ Vgl. Saussure 1916 S. 117.

6. Die Sprachwissenschaft als eine Lehre von einem Zeichensystem ist ein Teil der Semiologie.

Saussure's Werk endet mit dem Schlußsatz: „la linguistique a pour unique et véritable object la langue envisagée en elle-même et pour elle-même”³¹.

1926 entstand auf Anregung der Tschechen Vilém Mathesius, Bohuslav Havránek und Bohumil Trnka der Prager Linguistische Zirkel; die russischen Gelehrten N. S. Trubetzkoy, R. O. Jakobson und S. O. Karcevski beteiligten sich aktiv an der Realisierung des Programm des Zirkels, später schlossen J. Vachek, V. Skalička, A. V. Isačenko und J. Mukařovský an.

Im 1. Band der *Travaux de Cercle Linguistique de Prague* (1929) erschien das Programm des Zirkels. Die drei allgemeintheoretischen Thesen definieren die Sprache als ein funktionales System („un système de moyens d'expression appropriés à un bout”); die Funktionen der Sprache, die intellektuelle (kommunikative) und die emotionelle (Ausdrucksfunktion), dienen zum Ausdruck aller psychischen Inhalte. Auf der phonischen Ebene der Sprache geht es darum, die physischen Laute und die funktionellen Phoneme auseinanderzuhalten. Es gibt auch eine morphologische Ebene; beide Sprachebenen können sich überschneiden.

Eine zentrale Leistung in der Realisierung dieses Programms nimmt die Phonologie Trubetzkoy's ein, dessen *Grundzüge der Phonologie* (1939) die phonologischen Systeme von mehr als 100 Sprachen analysieren und sämtliche phonologischen Begriffe definieren. Das Phonem ist nach diesen Definitionen die kleinste Einheit der Sprache auf der Lautebene, eine solche also, die sich nicht weiter zerlegen läßt („die Gesamtheit der phonologisch relevanten Eigenschaften eines Lautgebildes”). Trubetzkoy unterscheidet die folgenden Funktionen dieser Einheiten: die distinktive (bedeutungsunterscheidende), kulminative (gipfelbildende) und delimitative (abgrenzende), welche die relevanten Sprachdifferenzierungen semantischer Natur ausmachen. Unter den Redelauten fungieren die Phoneme als Varianten: obligatorische (stellungsbedingte), fakultative (meistens dialektbedingte) und individuelle Phonemvarianten (individuelle Aussprachebesonderheiten). Ein Phonem gehört zum phonologischen System der Sprache aufgrund seiner Beziehungen zu diesem System, d. h. zum System der phonologischen Oppositionen. Der Gehalt einer Opposition hängt von der Beziehung der Oppositionsglieder zueinander ab, von der Beziehung zum ganzen Oppositionssystem und vom Ausmaß ihrer distinktiven Gültigkeit. Eine Opposition kann aufgehoben werden, womit der Begriff des Archiphonems verbunden ist, das die Gesamtheit aller distinktiven Merkmale umfaßt, die zwei Phonemen gemeinsam sind.

³¹ A. a. O. S. 317.

Ein besonderer Abschnitt der Phonologie war für die Prager Schule die morphologische Phonologie oder die Morphonologie – die Lehre von der phonologischen Struktur der Morpheme, von den kombinatorischen Lautveränderungen, welche die einzelnen Morpheme im Kontext erfahren.

Die Prager Schule entwickelte auch eine eigene Theorie der syntagmatischen Arten³², eine Konzeption der kleinsten Einheiten der Grammatik einer Sprache (der Seme)³³, sowie eine merkmalsorientierte Kasustheorie³⁴.

In Österreich stand K. Bühler (1879-1963) der Prager Schule am nächsten, ein bedeutender Philosoph, Psychologe und Sprachwissenschaftler (u.a. *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. 1934). Von seiner Theorie ist besonders die Konzeption des Kommunikationsmodells bekannt, in welcher das sprachliche Zeichen drei Funktionen manifestiert: die Ausdrucksfunktion, die Appellfunktion und die Darstellungsfunktion. Wesentlich ist auch der Hinweis auf die zwei semantischen Ebenen im Sprachsystem: das Zeigfeld (Deixis) und das Symbolfeld.

Der berühmteste Vertreter des funktionalen Strukturalismus in Frankreich ist A. Martinet. Ihn interessiert neben der Phonologie auch das Verhältnis zwischen Synchronie und Diachronie (*Phonology as Functional Phonetics*. 1949; *Économie des changements phonétiques*. 1955). Im Bereich der Morphologie ist seine Konzeption der doppelten Artikulation zu beachten (*La double articulation linguistique*. 1949) – nach ihr liegen in einer Äußerung die bedeutungstragenden Moneme vor, die erst aus Phonemen bestehen.

Worin besteht der funktionale Charakter des Strukturalismus? Man verweist in diesem Zusammenhang darauf, daß die Sprache etwas Lebendiges ist, daß man hinter ihr den Sprecher oder Schreiber verspürt und daß sie auf Hörer oder Leser eingestellt ist³⁵. Das linguistische Verfahren reduziert die Sprache auf ihre Struktur. Es heißt, daß es wesentlich ist zu erforschen, in was für einem Verhältnis die Struktur zum Sprachbenutzer steht, genauer gesagt, die Struktur zur Menschenpsyche.

1933 wurde von L. Hjelmslev (1899-1965) die Kopenhagener Linguistenschule gegründet. Hjelmslev war auch ihr theoretischer Programmgeber; das Programm ist als Glossematik bekannt geworden.

³² Vgl. M a t h e s i u s 1947.

³³ Vgl. S k a l i č k a 1935.

³⁴ Vgl. J a k o b s o n 1936.

³⁵ Vgl. M a t h e s i u s 1971 S. 2f.

Zum Unterschied vom Prager Funktionalismus ist die Sprache in der Auffassung der Glossematiker ausschließlich als Form zu verstehen, die in ihrer Funktion, d. h. im Abhängigkeitsverhältnis, greifbar werden kann. Von Saussure unterscheidet die Glossematiker die Beziehung zum gesellschaftlichen Charakter der Sprache (Hjelmslev ignoriert diese Seite der Sprache, ihn interessiert nur die Struktur), aber es wird nichtsdestoweniger behauptet, daß die Glossematik de Saussure's Sprachkonzeption Rechnung trägt. Mit seiner Glossematik stellt Hjelmslev eine vollständige Sprachtheorie dar. Nach seiner Auffassung soll jede Theorie außerdem einfach und widerspruchsfrei sein: „Das Ziel der Sprachtheorie ist, eine Verfahrensweise zu entwickeln, mittels derer ein vorliegender Text durch eine widerspruchsfreie und erschöpfende Beschreibung begriffen werden kann. Aber die Sprachtheorie muß ebenso angeben, wie man jeden beliebigen anderen Text von der gleichen angenommenen Beschaffenheit in derselben Weise begreifen kann, und dies geschieht, indem uns die Sprachtheorie Werkzeuge an die Hand gibt, die für jedweden Text dieser Art benutzt werden können“³⁶.

Die Anwendbarkeit der Theorie auf den Text bedeutet dessen Reduktion zum System. Diese Reduktion geht durch die Analyse vor sich, deren Effekte eine Art Abhängigkeit (Funktion) aufweisen. Die Funktion kann sein: interdependent (solidarisch, komplementär), determinierend (selektiert, spezifiziert) und konstellativ (kombiniert, autonom). Eine andere wichtige Unterscheidung ist die zwischen der logischen Konjunktion (im Text) und der logischen Disjunktion (im System). Die Analyse des Textes geht über Zeichen zu unteilbaren Größen hinaus, was davon zeugen soll, daß die Sprache nach ihrer internen Struktur etwas mehr als ein System von Zeichen darstellt; in erster Linie ist sie nämlich ein System von Figuren, die zur Zeichenbildung dienen. Das Zeichen habe so, nach Hjelmslev, zwei Seiten, die durch die Zeichenfunktion zusammengehören: einen Ausdruck und einen Inhalt. Sowohl im Ausdrucks- als auch im Inhaltsplan gibt es wiederum Form und Substanz. Zur Sprache gehört nur die Form des Ausdrucks (*expression signifiant*) und die Form des Inhalts (*contenu signifié*), die durch Kommutationsbeziehungen einander entsprechen. Das Wesen dieser Beziehungen besteht darin, daß die Veränderungen auf der Ausdrucksebene Veränderungen auf der Inhaltsebene auslösen. Veränderungen auf einer Ebene, denen auf der anderen Ebene keine entsprechen, bilden Varianten einer und derselben Einheit. Die Varianten stehen in einem Substitutionsverhältnis zueinander, wobei sie bei allen möglichen Veränderungen eine Invariante aufweisen. Die Invarianten im Ausdrucksplan heißen Keneme, im Inhaltsplan Plereme. Wenn, was vorkommen kann, die Sprache Ausdrucksebene ist, so liegt

³⁶ Vgl. H j e l m s l e v 1943 S. 21.

die Konnotationssprache vor, bildet eine Sprache die Inhaltsebene, dann haben wir es mit der Metasprache zu tun. Da diese nur vorläufige Realdefinitionen sind, darf man ihnen nicht einmal operationellen Wert zuschreiben.

Aufgrund dieses Programms soll angenommen werden, daß die Glossematiker (zu denen außer Hjelmslev noch H. J. Uldall, V. Brøndal, J. Holt, E. Fischer-Jørgensen, K. Togeby und P. Diderichsen gezählt werden) grundsätzlich die sprachliche Realisierung, d. h. die gesprochene Sprache anerkennen.

Als Begründer der amerikanischen deskriptiven Linguistik gelten F. Boas (1858-1942), E. Sapir (1884-1939) und L. Bloomfield (1887-1949). Die Frage, warum die amerikanische Linguistik ihre spezifischen Methoden herausgearbeitet hat, hängt mit der Identifizierung des Forschungsobjekts zusammen: nach der Konfrontation mit den Indianersprachen ist deutlich geworden, daß die Untersuchungsmethoden der Indoeuropäistik auf diese Sprachen kaum anwendbar sind, weil sie über andere Kategorien verfügen und keine Schriftdenkmäler besitzen. Deshalb konzentrierte sich das Interesse der amerikanischen Linguistik zuerst auf den Zusammenhang von Sprache und Kultur, der dem Sprachbegriff eine spezifische Ganzheitsprägung verleiht.

Das Lehrbuch für alle Bereiche der Sprachforschung wurde für die amerikanischen Linguisten *Language* (1933). Bloomfield faßt darin die Sprache als eine besondere Form des menschlichen Verhaltens auf, die aus dem Zusammenhang von Stimulus und Reaktion erklärt werden kann. Dieser Zusammenhang ist zunächst ein behavioristischer Prozeß; er wird sprachlich, sobald einer seiner Teile durch die Sprache ersetzt worden ist. Die so definierte Sprache besteht allein aus Formen, aus akustischen Effekten. Die Bedeutungen, die diesen Formen anhaften, sind außersprachlich und für die Linguistik nicht direkt zugänglich: „The meanings cannot be defined in terms of our science“³⁷. Wenn die Formen durch den Bedeutungsbegriff nicht erreichbar sind, so kann nur die strukturelle Position darüber entscheiden, was die Form (auf der Beschreibungsebene) ist.

Nach Z. S. Harris geht die Linguistik mit der vollendeten Beschreibung der Form der Sprache zu Ende. Diese Beschreibung setzt drei folgende Aufgaben voraus: (1) die Bestimmung der kleinsten Formeinheiten (durch Segmentierung des Redeflusses), (2) Untersuchung aller möglichen Umgebungen der betreffenden Form (= Distribution), (3) Beschreibung der Beziehungen zwischen den Formklassen. Es sei noch ergänzt, daß für die Zwecke der Beschreibung drei

³⁷ Vgl. B l o o m f i e l d 1933 S. 167.

Distributionsmodelle bestehen: das kontrastive, komplementäre und das Modell der freien Distribution. Das Wesen der Klassen ergibt sich aus dem Substitutionstest (nur zu einer Klasse gehörende Elemente dürfen substituiert werden); die kleinsten Formeinheiten lassen sich mit Hilfe der Analyse nach den unmittelbaren Konstituenten (*IC = immediate constituents*) ermitteln. Allerdings reduziert die IC – Analyse die Verbindungen zwischen den Formen auf einen in sich geschlossenen Satz; auf die höheren Ebenen kann sie nicht angewandt werden. Dieser Mangel machte u. a. die Entwicklung der sogenannten Transformationsmethode als neuer Analyseverfahren erforderlich³⁸.

Die Transformationsmethode beruht darauf, daß sich das syntaktische System jeder Sprache als ein Inventar elementarer Satztypen, als es die einfachen nicht-erweiterten Sätze sind, darstellen läßt, der sogenannten Kernsätze. Diese Sätze bilden die Grundlage des syntaktischen Systems der Sprache. Aus ihnen lassen sich durch Transformationen unterschiedliche unbegrenzt lange Sätze ableiten. Die wichtigsten Transformationsregeln sind: die Inversion, die Substitution, die Adjunktion und die Ellipse.

Außer den genannten Linguisten gehören zur amerikanischen Schule noch B. Bloch, E. A. Nida, N. G. Joos, R. G. Wells, G. L. Trager, Ch. Morris, Ch. C. Fries u.a. Ein besonderer Abschnitt der Geschichte der amerikanischen Linguistik gilt allerdings den Namen K. L. Pike's und N. Chomsky's.

K. L. Pike befaßte sich in seiner frühen Arbeitsperiode mit der Erforschung der phonischen Systeme der amerikanischen Indianersprachen. 1954 stellte er seine Theorie vor (*Language in Relation to a Unified Theory of the Structure of Human Behavior*), die Tagmemik. Im Mittelpunkt dieser Theorie befindet sich der Text, dessen Analyse ein Beschreibungsmittel aus drei semiautonen Hierarchien sprachlicher Einheiten zugrunde gelegt wird: (a) der phonologischen mit Phonemen als Minimaleinheiten und Silben als höheren Einheiten, (b) der lexikalischen mit Morphemen und deren Sequenzen (z. B. mit Wörtern), (c) der grammatischen Ebene mit Tagmemen und Syntagmemen. Jede sprachliche Einheit kann unter den komplementären Aspekten des Kontrasts, der Variation und der Distribution erstens als *particle*, zweitens als *wave* und drittens als *field* betrachtet werden. Als Partikel kann sie einen *feature mode* (die Menge der simultanen identifizierend kontrastiven Merkmale eines Phonems, Morphems oder Tagmems), als Welle einen *manifestation mode* (den Variationsbereich der nicht-simultanen konkreten Manifestationen: Allophone, -morphe, -tagme), als Feld einen *distribution mode* (ihre Zugehörigkeit zu paradigmatischen Klassen innerhalb des Phonem-, Morphem- bzw. Tagmemsystems einer Sprache) bezeichnen.

³⁸ Vgl. H a r r i s 1957.

Die Gewinnung und Beschreibung von konkreten Manifestationen der abstrakten Einheit nennt Pike *etic*, die Ermittlung und Beschreibung der invarianten *emic*. Etische Einheiten sind Phon (Allophon), Morph (Allomorph), Tagma (Allotagma), emische – Phonem, Morphem, Tagmem. Die grammatische Struktur sprachlicher Ausdrücke wird als *string of function slots* betrachtet; jeder dieser *slots* kann durch die Klasse von Morphemen (Morphemketten), die Füller-Klasse (*filler-class*), belegt sein. Das Tagmem ist jede Funktionsposition mit ihrer Füllerklasse.

Die Tagmemik ist in den USA sehr populär geworden; nach ihren Prinzipien wurde die Beschreibung von über 500 Sprachen ermittelt: für manche ist die tagmemische Beschreibung die einzige.

N. A. Chomsky ist für die gegenwärtige Zeit ein Linguist, dessen Stellung zur Sprachwissenschaft auf ihre Ideen und Methoden befruchtend eingewirkt hat, dessen Ansichten von der Sprache aber durch eine ständige Evolution gekennzeichnet sind. Was Chomsky ist, zeigen einerseits die Tendenzen der amerikanischen strukturellen Linguistik, andererseits die philosophischen Prinzipien der französischen Rationalisten.

Den Begriff der Sprache gewann Chomsky aber dank der Lektüre W. von Humboldts. Man dürfte mit Recht behaupten, daß er von jenem einen fertigen Beschreibungsgegenstand überliefert bekommen hat. Chomsky selbst hat Humboldts Sprachphilosophie auf eine spezifische Art und Weise aufgenommen und in die moderne Linguistik eingebaut; aus dieser Sicht hat er Humboldt *nur* vergegenwärtigt. Die Tatsache aber, daß sein Standpunkt bis heute weite Teile der linguistischen Forschung dominiert, läßt ihn unbestreitbar als einen Theoretiker würdigen, der eine neue Epoche eingeleitet hat.

Es sei an dieser Stelle erlaubt, einige Zeilen von Chomsky's Sprachphilosophie zu verfolgen: „A distinction must be made between what the speaker of a language knows implicitly (what we may call his *competence*) and what he does (his *performance*). A grammar, in the traditional view, is an account of competence. It describes and attempts to account for the ability of a speaker to understand an arbitrary sentence in a given occasion. It is a pedagogic grammar, it attempts to provide a student with this ability; if a linguistic grammar, it aims to discover and exhibit the mechanism that make this achievement possible. The competence of the speaker-hearer can, ideally, be expressed as a system of rules that relate signals to semantic interpretations of these signals. The problem for the grammarian is to discover general properties of any system of rules that may serve as the basis for a human language, that

is, to elaborate in detail what we may call, in traditional terms, the general form of language that underlies each particular realization, each particular natural language”³⁹.

In diesem Sinne wurde der Schwerpunkt von der Sprache auf deren Beschreibung verlegt, die die Sprache zu generieren hat. Die Beschreibung, das Modell der Kompetenz des idealen Sprecher-Hörers, heißt generative Grammatik.

Unabhängig davon, von welcher Seite man an die generative Grammatik herangeht, besteht die Hauptschwierigkeit darin, sie vom Namen Chomsky's zu trennen. Sie realisiert sich auf einer Konstituentenstrukturebene und einer Transformationsebene. Die erstere erzeugt die abstrakte Tiefenstruktur (*deep structure*), die andere verbindet die Tiefenstruktur mit der konkreten Realisation einer natürlichen Sprache – der Oberflächenstruktur (*surface structure*). Die Erzeugung konzentriert sich auf die Sätze; sie erscheint samt der Beschreibung deren Struktur. Den höchsten Grad an Präzision soll die Einführung der Symbole in die Notation gewährleisten.

Die Verkennung der Tatsache, daß die Syntax aufgrund ihres Status die Semantik einführt, führte in der Folge zur Annahme, daß Satzstruktur und Satzbedeutung gleich seien. Die generative Grammatik erforderte daher in ihrer ersten Phase keine semantische Komponente. Mit seinen *Aspects of the Theory of Syntax* (1965) versucht Chomsky daher eine solche Komponente in seine Grammatik zu integrieren⁴⁰. Ihre Aufgabe ist die Interpretation der Tiefenstruktur.

Mit der Frage nach dem Status der Semantik beginnt eine weitere Phase in der Entwicklung der generativen Grammatik; hier soll vor allem U. Weinreich (*Explorations in Semantic Theory*. 1966) genannt werden, der, von der Kritik an der Konzeption von Fodor und Katz ausgehend, die Behauptung aufstellt, daß eine semantische Theorie die Art und Weise erklären soll, „in der sich die Bedeutung eines Satzes mit bestimmter Struktur aus den vollständig bestimmten Bedeutungen seiner Teile ableiten läßt“⁴¹.

Die letzte Phase, die den evolutiven Charakter des besprochenen Grammatiktyps bestätigt und dem sich rasch entwickelnden linguistischen Begriffsapparat Rechnung tragen will, heißt Rektions-Bindungs-Theorie (*Lectures on Government and Binding*. 1981); sie beruft sich auf den Mythos der Universalen Gram-

³⁹ Vgl. C h o m s k y 1966 S. 9.

⁴⁰ Genauer gesagt handelt es sich hier um eine Semantik, um die 1963 Chomsky's Schüler Katz und Fodor sorgten.

⁴¹ Vgl. W e i n r e i c h 1966 S. 33.

matik, verlockt aber unausweichlich zur Frage, inwieweit hier tatsächlich sprachliche Phänomene im klassischen Sinne des Wortes im Spiel sind.

Auch außerhalb der USA wird diese Art Linguistik betrieben. So bestand beispielsweise in der DDR eine Arbeitsstelle „Strukturelle Grammatik“ an der Akademie der Wissenschaften der DDR (vgl. die Reihe *Studia grammatica*), und in Rußland, wo Šaumjans applikativ-generatives Modell alle Achtung verdient, sowie in Deutschland wird in dieser Richtung ebenfalls gearbeitet.

Als eine methodologische Alternative der generativen Grammatik kann die sog. Sprechakttheorie angesehen werden, deren Idee sich der Philosophie der Umgangssprache des angelsächsischen Philosophen J. L. Austin (1911 – 1960) verdankt (*How to Do Things with Words*. 1962).

Austin interessierte sich so sehr für die Interpretation der sprachlichen Daten, daß es ihm gelang, eine ganz neue Sprachtheorie aufzustellen. Die Theorie betrifft das Sprechphänomen und seine zahlreichen Funktionen in Hinsicht auf die Rollen des Sprachbenutzers im Kommunikationsverfahren.

Austin erkennt den sprachlichen Äußerungen zunächst zwei Funktionen zu: die konstatierende und die performative. Die erstere läßt die Sprache als Informationsträger betrachten und kann in den Kategorien von 'wahr' oder 'falsch' bestätigt werden. Die andere betrifft die Inhalte, welche außerhalb der Informationen in der Sprache selbst liegen; es handelt sich um die Intentionen, die aus einer Äußerung durch konkrete Realisierung werden. Diese Funktion kann nur dadurch bestätigt werden, daß ihre Realisierung gelingen bzw. nicht gelingen kann.

Die Unmöglichkeit, in der Praxis eine scharfe Trennungslinie zwischen den beiden Funktionen zu ziehen, hatte zur Folge, daß Austin seine Theorie zugunsten der sogenannten Sprechakttheorie (*the theory of speech acts*) aufgab. Laut dieser Theorie vollzieht der Sprecher mit dem Sprechakt gleichzeitig drei Teilakte, die Austin den lokutionären, den illokutionären und den perlokutionären Akt nennt. Der lokutionäre Akt bezeichnet die ganze Äußerungshandlung, der illokutionäre führt die verschiedenen intentionalen Funktionen (z.B. Versprechen, Fragen, Drohen usw.) der Äußerung aus, der perlokutionäre Akt schließlich betrifft die Wirkung der Äußerung auf den Hörer (diese Wirkung ist eine andere als im Falle der Illokution).

Eine komplette Klassifikation der Äußerungen einer natürlichen Sprache bereitet unter diesem Aspekt freilich viele Schwierigkeiten. Man denke nur daran, daß die Menschen über verschiedene Sprachfähigkeiten verfügen, so daß die zu überprüfenden Fälle zahlenmäßig kaum zu fassen wären. Austins Ideen zu den Sprechakten dürfen allerdings als eine Alternative zur generativen Grammatik angesehen werden: die illokutiven

Funktionen der Äußerungen erscheinen, wenn sie ernsthaft betrachtet werden, als rein sprachlich, unabhängig von der Methode, mit der der Linguist zu arbeiten hat.

Viel mehr als durch Austin ist die Sprechakttheorie durch J. R. Searle (*Speech Acts*. 1969) bekannt geworden. Außer Austin und Searle arbeiteten in dieser Richtung u. a. F. F. Strawson und D. Wunderlich.

Die beste syntaktische Theorie kann allerdings eine französische Erfindung sein. Gemeint ist damit L. Tesnière (1893 – 1954), dessen Ansichten im Einklang mit W. von Humboldts Idee der inneren Sprachform stehen.

Tesnière befaßte sich in seinen Arbeiten *Esquisse d'une syntaxe structurale* (1953) und *Éléments de syntaxe structurale* (1959) mit der *sensu stricto* syntaktischen Entschlüsselung der Sprache (Rede), von der er verlangt, daß sie die interstrukturelle Ordnung der Sprache ergibt, die sich hinter der eindimensionalen *l'ordre linéaire* verbirgt. Die Berücksichtigung all der Strukturbeziehungen, die in einem französischen Satz bestehen, führt Tesnière einerseits zur Abhängigkeitsgrammatik, andererseits zum Valenzbegriff.

Die strukturelle Satzanalyse geht nach Tesnière vom Verb aus, dem die *actants* unmittelbar untergeordnet sind. Die *actants* (Subjekt, Objekte) nehmen an der Handlung teil. Die Umstände (Ort, Zeit, Art usw.) werden durch *circumstants* angegeben. Die Fähigkeit des Verbs, eine bestimmte Zahl von Aktanten zu sich zu nehmen, vergleicht Tesnière mit der Wertigkeit eines Atoms und nennt sie 'Valenz'.

Die sprachlichen Daten, die man auf diese Weise bekommt, sind zweifacher Natur: das Verb als eine Oberkategorie (also eine lexikalische Einheit) ist eine semantische Angelegenheit; unter Verzicht auf diese Oberkategorie ergibt sich eine Menge von Abhängigkeitsbeziehungen, die strukturelle (syntaktische) Funktionen haben: sie reflektieren das Denken.

Tesnière's wertvolle Beobachtungen dürfen mit Recht als solche angesehen werden, die den Verstehens- bzw. Redeaufnahmeprozess widerspiegeln. Seine Valenztheorie ist besonders auf dem Boden der deutschen Sprache gediehen. Die Abhängigkeitsgrammatik besteht jedoch auch als ein Entwurf Hays' in den USA, Melčuks in Rußland usw. Man kann Parallelen zwischen der Abhängigkeitsgrammatik einerseits und der Kasusgrammatik oder/und der Kategorialgrammatik andererseits ziehen.

Zum Schluß sei allerdings angemerkt, daß nicht alle linguistischen Theorien in die hier umrissene Tradition eingehen können. Auch entspricht diese Tradition nicht immer den Erwartungen, die man in die Linguistik setzen wollte.

Stellvertretend berufe ich mich an dieser Stelle auf N. J. Marr (1864 – 1934), nicht deswegen, weil er es verdient hat, eine Abhandlung über die Geschichte der Sprachwissenschaft abzuschließen, sondern weil ich eine wichtige Frage formulieren möchte: – Marris Ansichten sind symptomatisch für eine bestimmte Art von Denken universalistischer Prägung, die sich einer verkehrten Systemauffassung verdankt. Wäre es nun motiviert – zumal auch die Geschichte der Sprachwissenschaft noch nicht abgeschlossen ist – zu behaupten, daß diese Art von Denken tatsächlich überwunden worden ist?

Marr war Professor an der Leningrader Universität, Forscher orientalischer und kaukasischer Sprachen und Archäologe. Er setzte sich nach 1920 zum Ziel, eine *marxistische* Theorie der Sprachentwicklung auszuarbeiten. Das Ziel war im Einklang mit der damaligen Überzeugung, die sprachlichen Erscheinungen hätten ihren Ursprung und ihre Motivierung in der sozialen Wirklichkeit.

Die Effekte der indoeuropäischen Sprachwissenschaft waren für Marr höchst unbefriedigend. Die Sprachwissenschaft sei durch die Indoeuropäistik in die theoretische Sackgasse geraten, aus der ihr ausschließlich die japhetische Linguistik helfen konnte. Marris „neue Lehre von der Sprache“ unterschied sich von der traditionellen historisch-vergleichenden Methode durch den aprioristischen Grundsatz der Vierelementenanalyse (‘sa’, ‘ber’, ‘jon’, ‘rosch’). Durch die Manipulierung mit diesen Elementen sollten spätere, historische Sprachen entstanden sein.

Für Marr ist die Sprache „eine Überbaukategorie auf der Basis der Produktion und der Produktionsverhältnisse, die das Vorhandensein eines Arbeitskollektivs zur Voraussetzung haben“⁴². Daraus soll resultieren:

1. Die Sprachzustände lösen einander mit dem Wechsel der Gesellschaftsformation ab.
2. Die Entwicklungswege aller Sprachen seien gleich.
3. Die Kreuzung der Sprachen verursachte die Divergenz der miteinander nah verwandten Dialekte.
4. Auch die Sprache als Überbau sei klassenbedingt.

Einzelne Thesen der Marrischen „neuen Lehre von der Sprache“ entwickelte Marris Schüler I. I. Meščaninov. Übrigens waren diese Thesen in der sowjetischen Sprachwissenschaft bis 1950 gültig, als sie von J. V. Stalin (*Marksism i voprosy jazykosnanja*) kritisiert wurden. Nach Stalins Auffassung nimmt die Sprache als Kommunikationsinstrument eine Sonderstellung zwischen Basis und Überbau ein.

⁴² Zit. nach B e r é s i n 1975 S. 297.

*

Die dreitausend Jahre linguistischer Evolution erweisen sich schließlich als die Geschichte einer Suche nach dem universalen Begriffsapparat wissenschaftlicher Beschreibung. Sie erweisen sich als eine Geschichte, in der sich nicht nur wissenschaftliche Konventionen, sondern auch Sprachen gewandelt haben. Den Idealfall einer universalen Beschreibung kann unter solchen Umständen jede historische Sprache bilden. In einer 'Sprachanalyse' nach den Prinzipien dieser 'Grammatik' manifestieren sich aber die Flexibilität des Geistes, Freiheit vom Dogmatismus, emotionales Gleichgewicht und die Reife, d. h. Eigenschaften, die die größten wissenschaftlichen Geister kennzeichnen – mindestens in der Domäne des Denkens und auf ihrem Spezialgebiet.

BIBLIOGRAPHIE

- A u s t i n J. L., (1962). *How to Do Things with Words*. Oxford.
- B a ñ c z e r o w s k i J., P o g o n o w s k i J., Z g ó ł k a T., (1982). *Wstęp do językoznawstwa*. Poznań.
- B a u d o u i n d e C o u r t e n a y J., (1881). *Nekotorye otdely sravnitel'noj grammatiki slawjanskich jazykov*. In: *Russkij filologičeskij vestnik*. 1881, Bd. V Nr. 2.
- B a u d o u i n d e C o u r t e n a y J., (1894). *Próba teorii alternacjii fonetycznych*. Dt.: *Versuch einer Theorie phonetischer Alternationen*. Strassburg 1895.
- B a u d o u i n d e C o u r t e n a y J., (1903). *Fonema*. In: B a u d o u i n d e C o u r t e n a y J., (1963). Bd. I.
- B a u d o u i n d e C o u r t e n a y J., (1917). *Vvedenie v jazykoznanie*. In: B a u d o u i n d e C o u r t e n a y J., (1963). Bd. II.
- B a u d o u i n d e C o u r t e n a y J., (1963). *Izbrannye trudy po obščemu jazykoznaniju*. Bd. I-II. Moskva.
- B a u e r H., (1827). *Vollständige Grammatik der neuhochdeutschen Sprache*. Berlin.
- B e r é s i n F. M., (1975). *Istoria lingvističeskich učenij*. Moskva. Dte. Übers. von H. Zikmund. *Geschichte der sprachwissenschaftlichen Theorien*. Leipzig 1980.
- B i e r w i s c h M., (1966). *Strukturalismus. Geschichte, Probleme und Methoden*. In: *Kursbuch 5*. S. 77-152.
- B l o o m f i e l d L., (1933). *Language*. New York.
- B ü h l e r K., (1934). *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Jena.
- B ü n t i n g K.-D., (1978). *Einführung in die Linguistik*. 11. Aufl. Königstein/Ts. 1984.
- C h o m s k y N., (1957). *Syntactic Structures*. The Hague.
- C h o m s k y N., (1959). *A Review of B. F. Skinner's 'Verbal Behavior'*. In: „Language” 35 (1959:26-58).
- C h o m s k y N., (1965). *Aspects of the Theory of Syntax*. Cambridge, Mass.
- C h o m s k y N., (1966a). *Topics in the Theory of Generative Grammar*. Mouton – The Hague – Paris.

- C h o m s k y N., (1966b). *Cartesian Linguistics*. Dte. Übers. u. d. T. *Cartesianische Linguistik. Ein Kapitel in der Geschichte des Rationalismus* von R. Krause. Tübingen 1971.
- C h o m s k y N., (1969). *Current Issues in Linguistic Theory*. The Hague–Paris.
- C h o m s k y N., (1971). *Selected Readings*. London.
- C h o m s k y N., (1972). *Language and Mind*. New York–Chicago–San Francisco–Atlanta.
- C h o m s k y N., (1981). *Lectures on Government and Binding: The Pisa Lectures*. Dordrecht.
- C o n d i l l a c E. B. de, (1746). *Essai sur l'origine des connaissances humaines*. Dte. Übers. u. d. T. *Essai über den Ursprung der menschlichen Erkenntnis*. Leipzig 1977.
- C o s e r i u E., (1988). *Einführung in die Allgemeine Sprachwissenschaft*. Tübingen.
- D a n t e A., (1301). *De vulgari eloquentia*. Dte. Übers. u. d. T. *Über das Dichten in der Volkssprache*. Darmstadt 1925.
- D e s c a r t e s R., (1637). *Discours de la méthode*. Poln. Übers. von W. Wojciechowska u. d. T. *Rozprawa o metodzie*. Warszawa 1970.
- D i t t m a n n J., (1980). *Sprachtheorie der inhaltbezogenen Sprachwissenschaft*. In: „Deutsche Sprache” 8 (1980:40 – 74 und 157 – 176).
- F i s i a k J., (1978). *Wstęp do współczesnych teorii lingwistycznych*. Warszawa.
- F o d o r J. A., K a t z J. J. (Hrsg.), (1964). *The Structure of Language. Readings in the Philosophy of Language*. Englewood Cliffs–New Jersey.
- G i p p e r H., (1963). *Bausteine der Sprachinhaltsforschung*. Düsseldorf 1969.
- G l i n z H., (1952). *Die innere Form des Deutschen*. Bern.
- G l i n z H., (1965). *Grundbegriffe und Methoden inhaltbezogener Text- und Sprachanalyse*. Düsseldorf.
- G l i n z H., (1978). *Textanalyse und Verstehenstheorie II*. Frankfurt.
- G o l d s t ü c k e r T., (1861). *Panini: his Place in Sanskrit Literature*. London–Berlin.
- G r a u r Al., (1965). *Introducere în lingvistică de un colectiv sub conducerea acad. prof. Al. Graur*. Dte. Übers. von I. Seidel-Sloty u. d. T. *Einführung in die Sprachwissenschaft*. Berlin 1974.
- H a r r i s Z. S., (1957). *Co-occurrence and Transformation in Linguistic Structure*. In: „Language” 33(1957:293-340).
- H e i n z A., (1978). *Dzieje językoznawstwa w zarysie*. Warszawa.
- H e l b i g G., (1973). *Geschichte der neueren Sprachwissenschaft*. Leipzig.
- H j e l m s l e v L., (1943). *Omkring sprogteoriens grundlæggelse*. Dte. Übers. von R. Keller, U. Scharf, G. Stötzl u. d. T. *Prolegomena zu einer Sprachtheorie*. München 1974.
- H u m b o l d t W. von, (1836). *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts*. Berlin 1876.
- J ä g e r L. F., (1976). *De Saussures historisch-hermeneutische Idee der Sprache. Ein Plädoyer für die Rekonstruktion des Saussureschen Denkens in seiner authentischen Gestalt*. In: „Linguistik und Didaktik” 27 (1976:210-244).
- J ä g e r L. F. (Hrsg.), (1979). *Erkenntnistheoretische Grundfragen der Linguistik*. Stuttgart–Berlin–Köln–Mainz.
- J ä g e r L. F., S t e t t e r Ch. (Hrsg.), (1986). *Zeichen und Verstehen. Akten des Aachener Saussure – Kolloquiums 1983*. Aachen.
- J a k o b s o n R., (1936). *Beitrag zur allgemeinen Kasuslehre*. In: „TCLP” VI. Prag.

- K a t z J. J., F o d o r J. A., (1964). *The Structure of a Semantic Theory*. In: Fodor J. A., Katz J. J. (Hrsg.), (1964:479-518).
- L y o n s J., (1968). *Introduction to Theoretical Linguistics*. Cambridge.
- M a t h e s i u s V., (1947). *O tak zvaném aktuálním členění větém*. In: „Čeština a obecný jazykozpyt“. Praha (1947:234-242).
- M e i n e r J. W., (1781). *Versuch einer an der menschlichen Sprache abgebildeten Vernunftlehre oder Philosophie und allgemeine Sprachlehre*. Leipzig. (Faksimile-Neudruck mit einer Einleitung von Herbert E. Brekle. Stuttgart 1971).
- M i l e w s k i T., (1967). *Językoznawstwo*. Warszawa.
- P a r r e t H. (Hrsg.), (1976). *History of Linguistic Thought and Contemporary Linguistics*. Berlin–New York.
- P a u l H., (1880). *Prinzipien der Sprachgeschichte*. Halle 1909.
- P o t t A. F., (1830). *Etymologische Forschungen auf dem Gebiete der Indo-Germanischen Sprachen*. Lemgo.
- R i c k e n U., (1976). *Die Kontroverse Du Marsais und Beauzée gegen Batteux, Condillac und Diderot. Ein Kapitel der Auseinandersetzung zwischen Sensualismus und Rationalismus in der Sprachdiskussion der Aufklärung*. In: P a r r e t H. (Hrsg.), (1976:460 – 487).
- R o z w a d o w s k i J., (1929). *O tzw. idealizmie i pozytywizmie w językoznawstwie*. In: „BPTJ” 2(1929:117-125).
- S a u s s u r e F. de, (1916). *Cours de linguistique générale*. Paris 1972. Dte. Übers. von H. Lommel u. d. T. *Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft*. Berlin 1967.
- S c h l e g e l F., (1808). *Über die Sprache und Weisheit der Indier*. Heidelberg.
- S e a r l e J. R., (1969). *Speech Acts*. Cambridge.
- S k a l i č k a V., (1935). *Zur ungarischen Grammatik*. Praha.
- S t a a l J. F., (1976). *Sanskrit Philosophy of Language*. In: P a r r e t H. (Hrsg.), (1976:102-136).
- S t a l i n J., (1950). *Marksizm i voprosy jazykoznanija*. Poln. Übers. u. d. T. *Marksizm a zagadnienie językoznawstwa*. Warszawa 1954.
- S t a m m e r j o h a n n H. (Hrsg.), (1975). *Handbuch der Linguistik*. München.
- T e s n i è r e L., (1959). *Éléments de syntaxe structurale*. Paris 1966.
- T r i e r J., (1931). *Der deutsche Wortschatz im Sinnbezirk des Verstandes*. Heidelberg.
- V o ß l e r K., (1904). *Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft. Eine sprachphilosophische Untersuchung*. Heidelberg.
- W e b e r H., (1986). *Linguistik I. Einführung in die Sprachwissenschaft. Materialien. Zusammengestellt von Heinrich Weber*. Tübingen.
- W e b e r H., (1993/94). *Die Entdeckung der Sprachen in der Romantik. Texte, zusammengestellt von H. Weber*. Tübingen, WS 1993/94.
- W e i n r e i c h U., (1966). *Explorations in Semantic Theory*. Dte. Übers. von L. Lipka u. d. T. *Erkundungen zur Theorie der Semantik*. Tübingen 1970.
- W e i s g e r b e r L., (1929). *Muttersprache und Geistesbildung*. Göttingen 1939.

TRZY TYSIĄCE LAT EWOLUCJI LINGWISTYKI

S t r e s z c z e n i e

Historycznie biorąc, lingwistyka współczesna ma dwa źródła: starożytne Indie i Grecję. Interesująca może być interpretacja tego faktu; wiadomo, że ze starożytnych Indii wywodzi się język, z którego bierze początek znakomita większość języków, jakimi mówi współczesna Europa oraz jakich w głównej mierze dotyczy historia lingwistyki. – Z drugiej strony nie sposób nie przyznać, że językoznawstwo współczesne, tak jak współczesna nauka i cywilizacja, opiera się w dużej mierze właśnie na systemie wartości arystotelesowskich.